



zur debatte

5/2016

Themen der Katholischen Akademie in Bayern


2
Bundesaußenminister Dr. Frank-Walter Steinmeier plädiert für neue Wege des Dialogs in Europa



11
Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des ZdK, stellt den Außenminister in seiner Laudatio als „Knotenlöser“ vor



15
Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster stellt jüdisches Leben im Deutschland von heute vor



31
Prof. Dr. Markus Lienkamp sieht in Elektroautos die Grundlage zukünftiger Mobilität



10
Ein Grußwort der Bayerischen Staatsregierung überbrachte Staatsministerin Dr. Beate Merk

14
Das Schlusswort bei der Preisverleihung hielt Reinhard Kardinal Marx

23
Bedeutende Werke und entscheidende Punkte in der Biographie von Max Reger erläutert Prof. Dr. Dr. Michael Hartmann

35
Albert von Schirnding begrüßte diesmal in seiner Reihe Jenny Erpenbeck

Ökumenischer Preis 2016 an Frank-Walter Steinmeier



Anlässlich eines Festaktes mit rund 300 Ehrengästen erhielt Bundesaußenminister Dr. Frank-Walter Steinmeier am 11. Juli 2016 den Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie Bayern. Die Laudatio hielt Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Auf dem Foto zu sehen: Kardinal Reinhard Marx,

Elke Bädenbender, die Ehefrau des Geehrten, Außenminister Dr. Frank-Walter Steinmeier, Laudator Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (v.l.n.r.). Lesen Sie im Anschluss die überarbeiteten Reden des Festaktes, eine Presseschau sowie die Preisbegründung und sehen Bilder rund um die Preisverleihung.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Politik (bzw. Gesellschaft), Kultur (bzw. Kunst) und Religion (bzw. biblisch fundierter Glaube): dieses Dreieck präsentiert deutlich die neue Ausgabe unserer „debatte“.

Wie in politischem Handeln Religion präsent sein kann, wurde beispielhaft deutlich bei der Verleihung des Ökumenischen Preises an Bundesaußenminister Dr. Frank-Walter Steinmeier. Es war eine Veranstaltung, die immer noch Wellen schlägt.

Anders gelagert, aber genauso intensiv zeigte sich die Zuordnung von Politik und Religion im Grundsatzreferat von Dr. Josef Schuster, dem Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, zur Situation jüdischen Lebens in Deutschland heute.

Aber auch der Bericht über den Stand der Forschung und Entwicklung von Elektromobilität gehört in diesen Kontext. Nicht erst seit *Laudato si'* von Papst Franziskus steht das Thema Nachhaltigkeit und Schöpfungsverantwortung ganz oben auf der kirchlichen Agenda. Übrigens sind die kirchlichen Institutionen im deutschen Register von EMAS, dem EU-weiten Validierungssystem für Nachhaltigkeit, mit am stärksten vertreten. Nicht zuletzt unsere Akademie nimmt ihre EMAS-Validierung weiterhin sehr ernst und verbindet sie mit gesellschaftlicher Verantwortung nach innen und außen.

Umgekehrt wurden Kultur und Religion in ihrer gegenseitigen Bereicherung deutlich, als es um den 100. Todestag des Komponisten Max Reger ging, dessen Choralphantasien für Orgel religiöse Themen bearbeiten, wie auch viele seiner Chorwerke.

Politik und Kultur wiederum zeigten sich am Autorenabend mit der Erzählerin Jenny Erpenbeck, die gesellschaftliche Herausforderungen faszinierend ins Wort bringt.

Die drei Bereiche Gesellschaft – Kultur – Glaube als thematisches Dreieck mit immer neu austarierten Querverbindungen in Beziehung zu setzen, gehört zur Kernarbeit einer Akademie. Lassen Sie sich überraschen, wie wir dies nach den Sommerferien im zweiten Halbjahr 2016 fortsetzen. Zunächst aber einen erfreulichen, erholsamen, lektürefreundlichen, aufbauenden Monat August!

Ihr



Dr. Florian Schuller

Die Welt ist aus den Fugen – was hält uns zusammen?

Bundesminister Frank-Walter Steinmeier

Es ist mir eine Ehre, mit dem Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie Bayern ausgezeichnet zu werden. Als mich die gute Nachricht vor ein paar Monaten erreichte, habe ich mich gefreut. Aber ich habe mich gleichzeitig gefragt: Bin ich der Richtige?

Ich komme, wie manche vielleicht wissen, aus einem kleinen Dorf im Lippischen. Seit 1538 ist unser Landstrich evangelisch, seit dem 17. Jahrhundert ist unser Landstrich evangelisch-reformiert, und das mit allem, was dazu gehört! Ich erinnere mich an Menschen mit großem innerem Ernst, an Pastoren mit wortstarker, zuweilen donnernder Predigt. Und die hatte lang und ausführlich zu sein! Ein Gottesdienst unter einer Stunde wäre als Arbeitsverweigerung verstanden worden. Die Liturgie bei uns ist karg, ein Kreuz in manchen reformierten Kirchen der einzige Schmuck, in vielen nicht einmal das. Das war meine Welt. Und daneben gab es keine andere bis zum Ende meiner Grundschulzeit.

In der Oberschule ging es dann in die nächstgrößere Stadt. Auch die überwiegend reformiert, aber eben nicht nur: Es gab eine lutherische Kirche. Und für uns Kinder oder schon Jugendliche war das eine andere Welt. Die Lutherischen erschienen uns genauso fremd wie die Katholiken. Oder noch anders: Das Reformierte war das Normale, das Lutherische die „andere“ Kirche, oder die Kirche der „Anderen“, auch weil es Katholiken nicht gab. Jedenfalls nicht in meiner kleinen Welt, wo Schulen und Arbeitsplätze nah waren und Mobilität – auch als Wort – noch nicht erfunden war! Nur sieben Kilometer von meinem Dorf verlief die Landkreisgrenze, weit mehr als die Grenze einer kommunalen Einheit, eine scharfe konfessionelle Grenze. Dort auf der anderen Seite dominierte Paderborn! Damals noch prägte das Wort des allgegenwärtigen Bischofs dort kirchliches Leben und Alltag der Menschen durch und durch! Obwohl nur einen Steinwurf weit voneinander entfernt, hatten diese Welten kaum, eher keine Berührung. Obwohl die Schule, das Gymnasium in der katholischen Kleinstadt näher war, blieb man doch lieber im Evangelischen, auch wenn's ein paar Kilometer mehr waren. Selbst beim Fußball begegnete man sich nicht, da auch die Fußball-Ligen sich an den Kreisgrenzen orientierten.

Da komme ich her! Da darf man sich schon mal fragen, ob man der Richtige für diesen Preis ist. Oder mit anderen Worten: Ökumene war mir jedenfalls nicht in die Wiege gelegt.

Der Ökumenische Preis wird verliehen für die Förderung der *Una-Sancta*-Bewegung, des Gedankens der „einen Kirche“ und damit für das Bemühen um eine gelebte Ökumene. Ich glaube, meine Damen und Herren, mehr als wir hier gerade, kann man die Ökumene kaum leben: Hier vor Ihnen, in Bayern, in der Katholischen Akademie, steht ein – wie Sie jetzt gelernt haben – Evangelisch-Reformierter aus Ostwestfalen. Ein Sozialdemokrat noch dazu. Und: Eine Katholikin habe ich auch noch geheiratet!

Lieber Herr Schuller, für gelebte Ökumene steht Ihre Akademie aber nicht erst, seitdem hier Ostwestfalen auf der Bühne sprechen. Für Gemeinschaft – über konfessionelle, über ideologische Trennlinien hinweg – steht Ihr Haus seit Jahren! Ich will hier an eine besondere Tagung in der Akademie erinnern,



Kardinal Reinhard Marx und Dr. Hans-Jochen Vogel trafen sich schon vor dem Eingang.

im Jahre 1958. Ich glaube, keiner von uns war dabei, obwohl ich hier im Raum viele weiße Schöpfe sehe. Damals fand an der Katholischen Akademie die sogenannte „Sozialismustagung“ statt. Einer, der sich gut daran erinnert – der ehemalige Vizepräsident der Katholischen Universität Eichstätt, Heinz Hürten, – hat eindringlich beschrieben, dass es dabei um nicht weniger ging, als das Verhältnis der katholischen Kirche zur SPD. Das war zu dieser Zeit ein Wagnis! Das war delikat! Und man möchte sich die Diskussionen hier im Hause gerne vorstellen. Etwa, die Ausführungen von Carlo Schmid, der dafür warb, ideologische und konfessionelle Linien in einem gemeinsamen, politischen Menschenbild zu überwinden. Die

Tagung damals fand nicht nur große öffentliche Beachtung, sie löste auch erhebliche politische Irritationen aus. Sie war ein prägendes Ereignis für die gesellschaftliche Neuordnung der jungen Bundesrepublik. Es waren Veranstaltungen genau wie diese hier in Ihrem Haus, Herr Dr. Schuller, die allmählich dazu führten, das Eis zwischen SPD und katholischer Kirche zu brechen.

Und damit bin ich beim Thema: Ökumene. Der Überwindung von Trennlinien. Von konfessionellen Trennlinien, ideologischen, auch politischen?

Was bedeutet Ökumene denn in unserer Gesellschaft? Was bedeutet Ökumene in einer Welt, in der religiöse und politische Gegensätze mit immenser Kraft aufeinander zu prallen scheinen. Und –



Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Frank-Walter Steinmeier: Austausch im Park der Akademie.

darauf möchte ich heute ganz besonders eingehen: was bedeutet Ökumene in Europa? Einem Europa, an dem unheimliche Fliehkräfte zerran, in dem Nationalismen wieder aufbegehren.

„Europa“ wie „Ökumene“ haben vielleicht nicht ganz zufällig beide ihre Wurzeln im Griechischen. „Oikein“ = „wohnen“ und „oikos“ = „Haus“, vielleicht „bewohnte Erde“. Sie, lieber Herr Dr. Schuller, haben hier in diesem Haus einmal ausgeführt, dass vor allem der Apostel Paulus ein Verb verwendet, das sich davon ableitet: „oikodomein“, „aufbauen“, „ein Haus bauen“. Diese Beschreibung finde ich sehr schön, sie malt ein Bild von Gemeinschaft. Und: sie beschreibt die Gestaltung dieser Gemeinschaft als einen Prozess.

Wir alle wissen aus eigener Erfahrung: wenn man auf engem Raum zusammen lebt – unter einem Dach, dann muss man Verständnis und Toleranz mitbringen. Und je größer die religiöse aber auch weltanschauliche Vielfalt unter dem Dach, desto mehr Mühe muss man sich mit gegenseitiger Verständigung geben – und desto beharrlicher muss man versuchen, Konflikte produktiv zu lösen. Türen zu verschließen und sich abzuschotten, bringt nichts. Den anderen jedoch zu betrachten, seine Sichtweise verstehen zu lernen, Trennendes zu bekennen und Gemeinsamkeiten zu entdecken – daraus kann echter Dialog entstehen, Verständigung und ein tragbares Fundament für die Gemeinschaft.

So verstehe ich die Ökumene. Als Denkprinzip, das Verständigung und Dialog in den Vordergrund rückt, um Gemeinschaft, um „ein Haus“ zu gestalten. Und wenn wir Ökumene so betrachten, dann hat sie auch eine politische Dimension! Denn wenn ich hier heute vor Ihnen nicht nur als Christ, sondern eben auch als Außenminister stehe, dann kann ich Ihnen versichern: Der Versuch, durch Verhandlungen Konflikte zu lösen und Trennlinien zu überwinden; das Bemühen, durch gemeinsame Regeln und Absprachen eine Basis für unser Zusammenleben in der internationalen Gemeinschaft zu finden – das ist mein täglich Brot!

Wie wir Protestanten und Katholiken in Offenheit und im Dialog zusammenleben, das haben wir in den letzten Jahrhunderten oft auf schmerzhafteste Weise lernen müssen. Aber haben wir wirklich ausgelernt? Wenn wir unsere Welt betrachten, dann mag manch einer daran zweifeln, dass wir alle den ökumenischen Gedanken von Dialog und Verständigung wirklich im Grundsatz verstanden haben.

Was ist da los? Noch nie in meiner eigenen Biographie habe ich eine Zeit erlebt, in der die Krisen und Konflikte in solcher Dichte und Vehemenz auf uns einströmen. Gleichzeitig findet hier bei uns in Europa eine Debatte statt, die an den Grundfesten unserer Union rüttelt. Und was mich besonders beunruhigt, in diesen stürmischen Zeiten, das sind die dumpfen Parolen, die wir dabei hören. Der Ton wird rauer, nicht nur hier bei uns in Europa. Auch auf der anderen Seite des Atlantiks hören wir Abgrenzungsparolen. Hier und dort werden Ängste geschürt, gegenüber „den anderen“, auch und gerade gegenüber Muslimen. In Europa sind es populistische Parteien, die Sorgen der Bürgerinnen und Bürger instrumentalisieren und den Islam als solchen an den Pranger stellen. Behauptet wird da, Islam und Demokratie seien unvereinbar. Ich widerspreche dem ganz entschieden, denn ich bin sicher: Demokratie gibt dem Islam Raum, und der Islam gibt der Demokratie Raum! Es ist eine der entscheidenden Aufgaben für unsere Gesellschaft in den kommenden Jahren, für Muslime und Christen, den Beweis dafür anzutreten.



Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, Mitglied der Akademieleitung, Prof. Dr. h.c. Roland Berger, Dr. Albert Schmid, Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Markus Rinderspacher, der SPD-Fraktionsvorsitzende im Bayerischen Landtag, Sr. Lea Ackermann, Trägerin des Romano Guardini Preises 2008 (v.l.n.r.).

spacher, der SPD-Fraktionsvorsitzende im Bayerischen Landtag, Sr. Lea Ackermann, Trägerin des Romano Guardini Preises 2008 (v.l.n.r.).



Udo Hahn (li.), Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing, und der ehemalige evangelische Dekan Dr. Helmut

Ruhwandl waren unter den zahlreichen protestantischen Gästen der Preisverleihung.



„Bleischaden“, ein Fixstern des Münchner Musiklebens, dirigiert vom Schotten Bob Ross.

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
Ökumenischer Preis 2016 an Frank-Walter Steinmeier	1
Die Welt ist aus den Fugen – was hält uns zusammen? Bundesminister Frank-Walter Steinmeier	2
Begrüßung Florian Schuller	8
Grußwort Staatsministerin Dr. Beate Merk	10
Laudatio Thomas Sternberg	11
Schlusswort Reinhard Kardinal Marx	14
Jüdisches Leben in Deutschland heute	
Josef Schuster	15
Der „Accord-Arbeiter“ Zum 100. Todestag des Komponisten Max Reger	
Max Reger Orgelmusik Michael Hartmann	23
Max Reger geistliche Vokalmusik Michael Hartmann	27
Elektromobilität	
Hype oder Revolution? Markus Lienkamp	31
Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding Jenny Erpenbeck	
Heimsuchung und Heim-Suchung. Die Kunst der Erzählerin Jenny Erpenbeck Albert von Schirnding	35
Impressum	34



Professor Dr. Willibald Folz, Vorsitzender des Vereins der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie Bayern.



Die erste Reihe: Kardinal Reinhard Marx, Staatsministerin Beate Merk, EU-Kommissar Tibor Navracsics, Bundestags-Vizepräsident Johannes Singhammer, Ehepaar Liselotte und

Bundesminister a. D. Hans-Jochen Vogel, Bundesminister a. D. Theo Waigel (v.l.n.r.). In der zweiten Reihe von links: Adrienne Kiraly, Kabinettschefin von EU-Kommissar Navracsics,

Joachim Menze, der Leiter der EU-Vertretung in München, Landesbischof a. D. Johannes Friedrich (Träger des Ökumenischen Preises 2011) und seine Frau Dorothea.



Prof. Dr. Werner Weidenfeld ist Mitglied der Akademieleitung und stellte den ersten Kontakt mit dem Büro des Bundesaußenministers her.

Schlichte Parolen mögen zwar Applaus bringen, auf den Marktplätzen unseres europäischen Kontinents, aber sie bringen uns kein Stück weiter bei den Herausforderungen, vor denen wir gemeinsam in Europa stehen und bei denen die Menschen Antworten erwarten, die tragen.

Es macht mir Sorge, wie wir mit der Brexit-Debatte derzeit eine Renaissance nationaler Stereotype und Egoismen in Europa erleben. „Wir haben genug eigene Probleme. Lasst die Welt mit ihren Problemen draußen!“ Das scheint die Ansage zu sein, wenn es darum geht,

unsere großen Herausforderungen anzugehen – wie zum Beispiel die Bewältigung der Flüchtlingssituation.

Nicht viel besser waren die Parolen, die wir während der Finanzkrise gehört haben: Viele Stimmen haben ein geteiltes Europa in dramatischen Worten beschrieben: Einen Norden, in dem das Gefühl wächst, nur noch Zahlmeister für die verschwenderischen Länder des Südens zu sein. Und einen Süden, der sich vom Norden drangsaliert fühlt.

Meine Sorge ist, dass alte Spaltungen, die wir schon längst überwunden glaubten, in neuer Gestalt nach Euro-

pa zurückkehren. Trennlinien tun sich zwischen den Völkern auf. Dabei sollten gerade wir in Europa es besser wissen!

Sowie Papst Franziskus uns anlässlich der Verleihung des Karlspreises im Mai gemahnt hat, als er über das Haus Europa sprach: „(Die Gründerväter) legten das Fundament für ein Bollwerk des Friedens, ein Gebäude, das von Staaten aufgebaut ist, die sich nicht aus Zwang, sondern aus freier Entscheidung für das Gemeinwohl zusammenschlossen und dabei für immer darauf verzichtet haben, sich gegeneinander zu wenden. Nach vielen Teilungen fand Europa endlich sich selbst und begann sein Haus zu bauen.“ „Oikodomein“ – da ist es wieder, auch in der Sprache des Papstes über Europa!

Es stimmt. Mit und durch den Bau unseres „Haus Europa“ haben wir gelernt, Konflikte einzuhegen, sie in zivilisierten Formen auszutragen. Aber wir merken jetzt: Das Haus hat Risse! Seine Stabilität ist keine Selbstverständlichkeit mehr! Es zu stützen ist unsere gemeinsame Aufgabe! Und wenn wir – in Anlehnung an den Begriff der Ökumene – diese Arbeit als eine Arbeit an einem Haus verstehen, das Raum für alle hat, ein Haus, in dem wir zusammenleben wollen –, dann muss unsere Antwort das genaue Gegenteil von Abschottung und Abgrenzung sein. Dann muss es uns darum gehen, neue Wege des Dialogs und der Zusammenarbeit in Europa zu öffnen!

Dabei sollten wir uns daran erinnern, dass es die Kirchen sind, die bei allen weiter bestehenden Unterschieden, eine Art Vorreiterin der Idee von der europäischen „Einheit in Vielfalt“ waren. Die große Leistung der europäischen Einigung besteht doch gerade darin, Verschiedenheit zu versöhnen: das gilt für nationale Identitäten ebenso wie für Konfessionen. Die Mehrheit der EU-Bürger ist römisch-katholisch. Aber in Dänemark und Schweden haben wir zu

fast 100 Prozent protestantische Bevölkerungen. In Großbritannien fühlt sich ein großer Teil der Menschen der anglikanischen Kirche zugehörig. Griechenland, Bulgarien und Rumänien sind mehrheitlich orthodox. Gerade die friedliche Vielfalt der Kirchen in Europa ist doch ein Beispiel für die europäische Gesellschaft insgesamt!

Und deshalb ist für mich klar: Wir Christen sind gefragt, diese Tradition zu verteidigen. Gerade jetzt, wo starke Fliehkräfte an unserem Europa zerren, an den Wänden des Hauses, das wir gemeinsam gebaut haben. Wenn der



Dr. Hildegard Kronawitter, Mitglied der Akademieleitung, war mit ihrem Sohn Florian zur Preisverleihung gekommen.



Staatsminister a. D. Dr. Wolfgang Heubisch (FDP). Der Schwabinger und jetzige Münchner Stadtrat ist ein enger Freund der Akademie und häufiger Besucher unserer Veranstaltungen.



Ökumene auch mit der Orthodoxie: Erzpriester Apostolos Malamoussis gratulierte dem Preisträger im Namen der Griechisch-Orthodoxen Metropolie.



Dr. Ulrich Netzer, der Präsident des Bayerischen Sparkassenverbandes (li.), und Dr. Friedemann Greiner. Früher Direktor der Evangelischen Akademie

Tutzing, ist Friedemann Greiner jetzt Honorarkonsul der Republik Ruanda und Generalsekretär des Konsularischen Corps in Bayern.



Nahm sich nach dem Festakt auch noch Zeit für die Gäste aus Berlin: Staatsministerin Dr. Beate Merk (CSU).



Kennen und schätzen Frank-Walter Steinmeier als Förderer der Kultur: Erfolgsautor Albert Ostermaier (li.) und

Professor Hans-Jürgen Drescher, Präsident der Bayerischen Theaterakademie August Everding.



Seine Kollegin Prof. Dr. Ursula Münch, Direktorin der Akademie für Politische Bildung Tutzing, begrüßte Dr. Florian Schuller besonders herzlich.



Zeit für Gespräche: Sr. Lea Ackermann, Trägerin des Romano Guardini Preises, und General a.D. Klaus Naumann mit dem Preisträger.



Dr. Annekathrin Preidel, Präsidentin der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (li.), mit zwei Katholiken: Kardinal Friedrich Wetter und Elke Bündenbender.



Münchener Katholiken: Bundestags-Vizepräsident Johannes Singhammer (CSU) mit Dr. Stephanie von Luttitz, der Diözesanvorsitzenden des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ).



Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, kennt den Außenminister schon sehr lange.

Ton rauer wird, wenn Abgrenzung und Abschottung die neuen Lockrufe der Populisten sind, dann ist für mich klar: wir Christen müssen noch viel deutlicher sagen, dass die Ökumene auch eine politische Dimension hat!

Wolfgang Huber hat einmal darauf hingewiesen, dass ein wichtiger Beitrag der Kirche für die Zukunft Europas in ihrer Fähigkeit besteht, sich in der jeweiligen Unterschiedlichkeit zu respektieren und mit Verschiedenheiten geschwisterlich umzugehen. Das ist eine Botschaft, die nie notwendiger war als gerade jetzt!

Deswegen sage ich: Geht raus! Sprecht mit Euren Brüdern und Schwestern in Polen, in Italien, in Griechenland und Großbritannien! Die Antworten, die wir in diesen Gesprächen hören werden – da bin ich mir ziemlich sicher – sind nicht immer die Antworten, die wir hören wollen! Aber wir müssen diese Antworten hören! Besser zuhören als in der Vergangenheit, um einander verstehen zu lernen! Und streiten für eine europäische Kultur, die seit 70 Jahren für einen Kontinent, der über Jahrhunderte in Krieg und Gewalt zerrissen war,

Frieden und Versöhnung gebracht hat.

Lasst uns aufstehen für das Haus Europa, und zwar bevor es zu spät ist! Es ist ja schön, dass jetzt in Großbritannien mit Demonstrationen, Petitionen und flammenden Reden der Geist Europas entdeckt wird – nur wo war diese Leidenschaft vor der Abstimmung?

Papst Franziskus hat es im Mai in Rom gesagt: „Am Wiederaufblühen eines zwar müden, aber immer noch an Energien und Kapazitäten reichen Europas kann und soll die Kirche mitwirken.“ Aber, so fügte er hinzu, „nur eine Kirche, die reich an Zeugen ist, vermag von neuem das reine Wasser des Evangeliums auf die Wurzeln Europas zu geben.“

Eine Kirche „reich an Zeugen!“ Mit diesem Begriff bin ich jetzt, am Ende meiner Rede, bei der eigentlichen Frage angelangt, nämlich: wem Sie heute diesen wunderbaren Preis eigentlich übergeben. Gilt er einem „Zeugen der Kirche“: dem Christen Frank-Walter Steinmeier? Oder dem Politiker, dem Außenminister?

Klar ist doch: Politik wird nicht mit der Bibel in der Hand gemacht. Nicht für jede Erbschaftssteuerregelung gibt es



Frank-Walter Steinmeier war im Park nicht abgeschottet, sondern freute sich über Gespräche – hier mit Dr. Hans

Markus Horst, Geschäftsführer der Katholischen Erwachsenenbildung in Erlangen.



Steinmeier im Gespräch mit Gästen, darunter Prälat Dr. Christoph Kühn, Domkapitular aus Eichstätt (2.v.l.), und Dr. Stephanie von Luttitz (li.).



Waren begeistert von der hervorragenden Musik: Kardinal Friedrich Wetter, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Frank-Walter Steinmeier und Elke Büdenbender (v.l.n.r.).

eine Antwort in der Heiligen Schrift, nicht einmal für schwierige Fragen im Umgang mit aktuellen Bedrohungen. Aber auch wenn nicht alle Antworten schon gegeben sind: Genauso klar ist, dass ich meinen christlichen Glauben nicht an der Garderobe abgebe, wenn ich morgens an meinen Schreibtisch gehe oder ins Flugzeug steige. Meine christliche Überzeugung und das Vertrauen auf Gott, sind mir ein Kompass, geben ein inneres Gerüst, das Ängstlichkeit vermeidet (in Angesicht einer unübersichtlich gewordenen Welt) und

Mut macht, das Notwendige zu tun!
In unserem Haus Europa jedenfalls lebe ich als Christ und als Politiker. Und ich sehe es als unsere gemeinsame Aufgabe, als Christen und als Europäer, dieses Haus zu gestalten. Von der „versöhnten Verschiedenheit“, wie wir sie als gelebtes Prinzip in der Ökumene der christlichen Kirchen beschreiben, scheinen wir uns im politischen Europa dieser Tage wieder zu entfernen. Aber auch hier sollten wir erinnern, dass dieses Prinzip gerade nicht den Verzicht auf Unterschiede fordert, wohl aber die Zü-

gelung des Ehrgeizes, die Verschiedenheit zum Keim der Identität zu machen.

Das kann Europa von den christlichen Kirchen lernen! Was muss Kirche lernen? Dass es die kleinen Welten, wie ich sie am Anfang beschrieben haben, nicht mehr gibt. Und nicht die kleinen und großen Gewissheiten, mit denen meine Generation noch aufgewachsen ist.

Die traditionellen Verhältnisse, in denen unsere Eltern und Großeltern aufgewachsen sind, haben sich aufgelöst. Flucht, Vertreibung, Verstädterung, Mobilität, in den letzten Jahrzehnten auch die wachsende Zuwanderung haben Deutschland nachhaltig verändert: seine Sozialstruktur, seine Mentalitäten, aber eben auch das Verhältnis zur Religion. Und nicht nur in Ostdeutschland gilt: Die christlichen Kirchen bleiben wichtige Institutionen, aber sie haben an Prägestärke in der Gesellschaft eingebüßt. Der Prozess der Säkularisierung in den westlichen Gesellschaften ist auch an den Kirchen Deutschlands nicht spurlos vorbeigegangen. Das hat Folgen, die wir uns bewusst machen müssen: In einer weiter zusammenwachsenden Welt, die sich nicht mehr allein um die europäische Sonne dreht, geht es auch um Glaubwürdigkeit des Christentums insgesamt: Solange unser Horizont das Dorf, die Stadt, die Region oder ein Nationalstaat ist, kann man vielleicht noch unbeschwert reformiert, lutherisch oder katholisch sein. Wenn unser Horizont aber die gesamte Welt ist, sieht das anders aus! Oder in den Worten der Leuenberger Konkordie: „Die Bemühung um Gerechtigkeit und Frieden in der Welt verlangt von den Kirchen zunehmend die Übernahme gemeinsamer Verantwortung.“

Dieser Verantwortung dürfen wir uns um der Welt, aber auch um der Kirchen willen nicht entziehen. □



Der Schriftsteller Tilman Spengler aus Ambach am Starnberger See ist ein enger Freund des Außenministers und begleitete Frank-Walter Steinmeier an diesem Tag bei dessen Terminen in München.



Shmuel Aharon Brodman, Rabbiner an der Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde München, repräsentierte den interreligiösen Dialog.



Auch CSU-Politiker waren bei der Preisverleihung prominent vertreten, hier der frühere Parteichef und Bundesfinanzminister Dr. Theo Waigel (li.)

sowie Dr. Hans-Peter Uhl, einer der direkt gewählten Münchner Abgeordneten im Bundestag.



Zollte parteiübergreifend Respekt: Margarete Bause, die Fraktionsvorsitzende der Grünen im Bayerischen Landtag.

Begrüßung

Florian Schuller

„Ökumene“ – eines unserer großen Worte. Es stammt bekanntlich vom griechischen Wort für „wohnen“ ab, „oikein“, und dieses wiederum vom Wort „Oikos“, „Haus“.

I.

Wenn ich deshalb dem Wortsinn von Ökumene nachgehe, darf ich zunächst als „Haus“-Herr Sie alle sehr herzlich begrüßen: Sie, ökumenisch gesinnte Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher christlicher Traditionen; Ordensobere, Patres und Schwestern, Priester, Theologinnen und Theologen, Domkapitulare und weitere Repräsentanten kirchlicher Leitungsebenen, Institutionen, Hilfswerke, Verbände und Gremien; Professoren der Wissenschaft, Damen und Herren der Medien; Verantwortliche aus Wirtschaft und Finanzwelt, von Politik und Verwaltung; die Romano-Guardini-Preisträgerin Sr. Lea Ackermann; den Ökumenepreisträger Landesbischof i.R. Johannes Friedrich; und all die vielen anderen Freunde unseres Hauses. Danke, dass Sie der Einladung gefolgt sind.

II.

Dieses Haus hat stabile Fundamente, sieben an der Zahl, die sieben bayerischen katholischen Diözesen. Das Urfundament gleichsam repräsentiert der Erzbischof von München und Freising, Reinhard Kardinal Marx, der Protektor unserer Institution. Er hat eigens eine wichtige Tagung im Vatikan verschieben lassen, um heute hier dabei sein zu können. Ihm zur Seite Friedrich Kardinal Wetter, uns seit Jahrzehnten verbunden.

Die anderen Fundamente, sprich Diözesen, vertreten in offiziellem Auftrag ihrer jeweiligen Bischöfe Domkapitular Wolfgang Klausnitzer aus Bamberg; Domkapitular Thomas Pinzer und Wolfgang Stöckl aus Regensburg. Bischofsvikar Prälat Karlheinz Knebel



Dr. Florian Schuller, Akademiedirektor

und Prälat Eugen Kleindienst kommen aus der Diözese Augsburg, Domkapitular Prälat Dr. Christoph Kühn aus Eichstätt und Dr. Josef Zerndl ist Domkapitular der Erzdiözese Bamberg

III.

Dass unser Akademie-Haus die zutreffenden Grundrisse aufweist, manchmal auch entsprechend renoviert wird, dafür sorgen die Mitglieder der Akademieleitung, gleichzeitig die Juroren des heute auszulobenden Preises: Hildegard Kronawitter, Wolfgang Schirmer, Prof. Carla Schulz-Hoffmann, Prof. Werner Weidenfeld, Prof. Johann Wittmann, Prälat Lorenz Wolf. Sie mögen stehen für alle Mitglieder der Gremien unserer Akademie, deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, des Vereins der Freunde und Gönner mit Prof. Willibald Folz an der Spitze.

IV.

Gehe ich in der Geschichte des Wortes „Haus“, „oikos“, wieder zu den antiken Quellen zurück, findet es sich dort als eine von mehreren Metaphern für das Weltgebäude insgesamt. „Über die Sorge für das gemeinsame Haus“, diesen Untertitel gab Papst Franziskus seiner Enzyklika *Laudato si'* zur Herausforderung ökologisch angemessenen Verhaltens. Diese weltweite Dimension des Wortes „Haus“ hat sich dann in das Partizip Passiv des Verbums „oikein“, „wohnen“ hinübergerettet: „hä gä ökumene“, „die bewohnte Erde“. In der Antike war das zunächst der Begriff für jene Bereiche der Welt, die von Menschen gestaltet werden, wo also Kultur entsteht, im Gegensatz zu den menschenlosen Bereichen der Welt. Ich freue mich, dass viele aus solcher Kulturökumene heute da sind:

Natürlich vor allem unter seinem Gründer und Dirigenten Bob Ross der „Blechsaden“; vornehmer formuliert: die hoch berühmten und höchst gelobten Blechbläser der Münchner Philharmoniker, begleitet von ihrem Intendanten Paul Müller.

Dann eine große Zahl von Präsidenten und Direktoren wichtiger Kulturinstitutionen: Prof. Klaus-Dieter Lehmann für das Goetheinstitut, Prof. Hans-Jürgen Drescher für die Bayerische Theaterakademie August Everding, BR-Hörfunkdirektor Martin Wagner, Angelika Nollert, Chefin der „Neuen Sammlung München“, Prof. Ursula Münch, Akademie für Politische Bildung Tutzing, und Udo Hahn für die Evangelische Akademie Tutzing, Carmen König-Rothemund, Vorsitzende der Vollmar-Akademie.

V.

Im römischen Reich, später dann also, verstand man unter Ökumene die politische Gestalt des Imperium Romanum. Für die vielen Anwesenden, die in der Politik Verantwortung tragen, seien stellvertretend genannt:

Von der kommunalen Basis beginnend, wie es sich für ein gutes Subsidiaritätsprinzip gehört: Alexander Reissl, Fraktionsvorsitzender der SPD im Stadtrat, und Frau Anja Burkhardt für die CSU; dann für den Freistaat Bayern Frau Staatsministerin Beate Merk, die

in Vertretung des Ministerpräsidenten ein Grußwort sprechen wird.

Offiziell für die Fraktionen aus dem Maximilianeum, in alphabetischer Reihenfolge, Frau Margarete Bause, Fraktionsvorsitzende der Grünen, Karl Freller für die CSU, Markus Rinderspacher, SPD-Fraktionsvorsitzender, zusammen mit etlichen weiteren Landtagsabgeordneten.

Den Souverän der Politik unseres Landes, das deutsche Volk, repräsentiert der stellvertretende Präsident des Deutschen Bundestags, Johannes Singhammer, begleitet von einer ebenfalls deutlichen Anzahl von Bundestagsabgeordneten. Dazu kommen die früheren Bundesminister Hans-Jochen Vogel und Theo Waigel.

Auch Brüssel ist heute sehr hochrangig vertreten, und zwar durch das Mitglied der EU-Kommission, Tibor Navracsics, den Kommissar für Bildung, Kultur, Jugend und Sport, zusammen mit seinem Team. 19 General- und Honorarkonsuln haben sich angemeldet, an ihrer Spitze der Generalsekretär des Konsularischen Corps in Bayern, Friedemann Greiner.

VI.

Bald nach den ersten christlichen Konzilien, ab dem vierten Jahrhundert, verband man mit „ökumenisch“ das, was allgemein gültig in der Kirche war, autoritativ und verpflichtend. Zu solcher autoritativer Ökumene passen gut, als Vertreter der hohen Justiz: der Präsident des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs Stephan Kersten, und Christoph Strötz, Präsident des Oberlandesgerichts Nürnberg.

VII.

Bei unserer Wortsinnsuche von „Ökumene“ landen wir dann mit einem riesigen Zeitsprung mitten im 19. Jahrhundert. Da entstand jene sich bewusst so nennende „ökumenische Bewegung“. Die hatte und hat ein doppeltes Ziel: erstens, die getrennte Christenheit im einen Haus zusammenzuführen, dessen Grundstein Jesus Christus selbst ist. Und auf diese Weise die bezeugende Kraft des christlichen Glaubens in der Welt zu stärken. So bin ich bei den heute hier versammelten Repräsentanten der christlichen Ökumene angelangt:



Oberlandesgerichtspräsident Dr. Christoph Strötz (re.) aus Nürnberg traf auf den Juristen Dr. Walter Bayerlein. Über Jahrzehnte wirkte Walter Bayerlein im

Zentralkomitee der deutschen Katholiken und auch im Bildungsausschuss der Katholischen Akademie.



Hohe Diplomatie: EU-Bildungskommissar Tibor Navracsics (li.) und Joachim Menze, der Leiter der EU-Vertretung in München.



Das Team des Außenministers – hier die stellvertretende Pressesprecherin Sawzan Chebli (vorne rechts) und sein persönlicher Referent Dr. Günter Sautter – koordinierte die Termine Steinmeiers in München.

Für die evangelische Tradition Landesbischof und EKD-Vorsitzender Heinrich Bedford-Strohm; Simon Froben vom Moderamen der Evangelisch-reformierten Kirche in Bayern; Annkatrin Preidel, Präsidentin der Landsynode der ELKB. Sie wird sich mit unseren Albert Schmid und Prof. Hans Tremmel über die Räteerfahrungen in unseren Kirchen austauschen.

In Vertretung von Erzbischof Agostinos Bischofsvikar Apostolos Malamoussis; Weihbischof Sofian von Kronstadt für die Rumänisch-Orthodoxe Metropole München und Erzpriester Nikolai Zabelitch von der Berliner Diözese der Russisch-Orthodoxen Kirche.

In diese biblisch fundierte Gemeinschaft gehört selbstverständlich auch

das Judentum, hier an der Spitze mit Frau Charlotte Knobloch.

VIII.

Ja, und heute nun steht die Verleihung des Ökumenischen Preises 2016 der Katholischen Akademie Bayern an. Der Name des diesjährigen Trägers hat erfreulicherweise für einen deutlichen Aufmerksamkeitseffekt gesorgt, nicht zuletzt wegen der Preisbegründung. Uns war wichtig:

Erstens, wir verstehen den Ökumenischen Preis natürlich nicht als Auszeichnung für konkrete politische Positionen und deren Durchsetzung. Da wird es, nicht nur unter Christen, häufig ziemlich unterschiedliche Meinungen

Preisbegründung

Die „Ökumenische Stiftung der Katholischen Akademie in Bayern“ wurde von Rechtsanwalt Hanns Gierlichs (1907-1993) zum Andenken an seine Eltern Wilhelm und Antonie Gierlichs errichtet. Ihre Zweckbestimmung ist „die Förderung der Una-Sancta-Bewegung“ durch die Verleihung von Anerkennungspreisen „für erbrachte Leistungen zur Förderung der Ökumene im Sinne Karl Rahners im Verhältnis der katholischen Kirche zu den Kirchen der Reformation“. Aus den Mitteln dieser Stiftung wird satzungsgemäß der „Ökumenische Preis bei der Katholischen Akademie in Bayern aus der Stiftung Wilhelm und Antonie Gierlichs“ vergeben.

Die Welt ist in Unordnung wie selten seit dem Zweiten Weltkrieg. In dieser Situation sind Christen besonders gefordert, aktiv zu Frieden und Gerechtigkeit beizutragen. Damit legen sie ein Zeugnis gelebten Glaubens in der Gesellschaft ab. In einer sich immer mehr globalisierenden Welt gelingt dies nur, wenn die Grundüberzeugungen von Glaubenden, Anders- und Nicht-

glaubenden gegenseitig respektiert werden.

Frank-Walter Steinmeier zeigt durch die Art seines politischen Handelns, welche Kraft christlicher Überzeugung innewohnt, wenn sie eingebracht wird in Gesellschaft, Politik und Staat. Solches Tun ist im echten Sinne ökumenischer Dienst, weil es in einem zunehmend weltanschaulich pluralen wie säkularen Gemeinwesen hilft, dass Menschen, die dem Christentum distanzieren oder kritisch gegenüberstehen, die gläubige Grundüberzeugung von Christen als wertvoll und wichtig verstehen können.

Frank-Walter Steinmeier steht fest in der reformierten Tradition, engagiert sich ehrenamtlich und ist nominiert als künftiger Präsident des Evangelischen Kirchentages; er pflegt die Ökumene auch im persönlichen Umfeld. Dass er darüber hinaus immer wieder den unterdrückten Christen im Nahen Osten beisteht, verdeutlicht seinen Einsatz in ökumenischer Verantwortung.

In diesem Sinne nimmt er eine Vorbildfunktion wahr und stärkt die gemeinsame christliche Position.

geben. Nur drei Schlagworte: Armenien, Russland, Großbritannien.

Zweitens, eine ökumenische Grundhaltung zeigt sich in weit mehr als Mitgliedschaften in ökumenischen Gremien, so wichtig diese auch seien. Auch weit mehr als beim Verfassen ökumenischer Resolutionen, so wichtig diese auch seien.

Denn, drittens, zur Ökumene trägt ganz fundamental das konkrete Handeln jedes Einzelnen in der Gesellschaft bei, dessen Engagement für die Menschen man den gläubigen Impetus ansieht, anhört; dessen Handeln deshalb ein öffentliches Zeichen christlicher Grundüberzeugung ausstrahlt; und das deshalb die gemeinsame, die ökumenische Präsenz von Christinnen und

Christen in der Gesellschaft gelassen-selbstbewusst verstärkt.

Erinnern wir uns deshalb nochmals an die fünf Stationen des Verständnisses von Ökumene, die wir vorhin kurz abgeschrieben sind: Verantwortung für das gemeinsame Haus der Welt, Kultur als gesamt-menschliche Aufgabe, die politisch-rechtliche Staatsgestalt, das allgemein verpflichtende Erbe der christlichen Botschaft, überzeugendes und damit glaubensbezeugendes Handeln.

Wenn wir diese fünf Dimensionen zusammennehmen, dann, ja dann hätten wir schließlich wohl fast das spirituelle Psychogramm jener Person, wegen derer wir heute hier sind. Sehr verehrter Herr Bundesaußenminister, ganz intensiven Dank dafür, dass Sie bereit sind,



Prof. Dr. Georges Tamer, Professor für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft an der Universität Erlangen-

Nürnberg, ist Nahost-Experte und war für Frank-Walter Steinmeier ein sehr interessanter Gesprächspartner.



Dr. Elfriede Schießleder, die Landesvorsitzende des Katholischen Deutschen Frauenbundes Bayern (KDFB), tauschte sich mit Markus Rinderspacher aus, dem Chef der SPD-Landtagsfraktion.

in der Katholischen Akademie Bayern deren Ökumenischen Preis 2016 entgegenzunehmen. Ihnen und Ihrer verehrten Gemahlin, Frau Elke Büdenbender, die Sie erfreulicher- und ehrenderweise begleitet, sage ich ein herzliches Grüßgott.

Manchmal hat man ja in unseren Tagen fast den Eindruck, als hätte „Ökumene“ jene Bedeutung, mit der zum Beispiel der Evangelist Lukas in der Versuchungsgeschichte Jesu rechnet, wenn er unter „Ökumene“ die gesamte Welt meint, insofern sie unter der Herrschaft des Satans steht, des Versuchers, des Diabolos, der alles durcheinanderwirft. Da kommen wohl auf einen Außenminister, so stelle ich mir das jedenfalls vor, fast jeden Tag europaweit, weltweit bezogene Krisensitzungen zu. Um so wunderbarer, dass dieser Termin in der Prioritätenliste immer ganz oben stand, wie uns Ihr Büro versichert hat.

Danke allen, die dazu mitgeholfen haben: zunächst den Verantwortlichen im Büro des Herrn Außenministers; und von München aus haben Prof. Weidenfeld, anschließend Hans-Jochen Vogel mit Frau Hildegard Kronawitter Unterstützung geleistet, damit unser Studienleiter Bernhard Forster für die Organisation immer neue Hoffnung schöpfen konnte.

Ich komme nochmals auf Oikos, das Haus, zurück. In Ihrem persönlichen Haus, sehr verehrter Herr Bundesminister, pflegen Sie konkret die Ökumene mit Ihrer katholischen Gattin. Und was „Haus“ als Symbol für Geborgenheit und Sicherheit angeht: Sie haben uns gebeten, das Preisgeld von 10.000 Euro als Spende an das Flüchtlingsnetzwerk Brandenburg weiterzuleiten.

IX.

Sehr dankbar bin ich, dass Prof. Thomas Sternberg die Laudatio halten wird. Er ist der ideale Laudator, und das aus mindestens fünf Gründen. Erstens, bis vor kurzem hat er über mehr als zwei Jahrzehnte ein ähnliches Haus wie dieses hier geleitet, die renommierte katholisch-soziale Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster. Zweitens, er ist wie Frank-Walter Steinmeier kirchlicher Laie. Drittens, wie dieser ist er Abgeordneter, und zwar im Landtag von Nordrhein-Westfalen. Viertens, anders als der Außenminister gehört er der Union an, wodurch das Rednertableau des heutigen Tages schön ausgeglichen ist. Und fünftens, am wichtigsten: Thomas Sternberg ist Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und damit Chef der Katholikentage. Eben erst hat er dessen 100. Auflage in Leipzig verantwortet. So fungiert er gleichzeitig als Kollege von Frank-Walter Steinmeier, der seinerseits zum Präsidenten des 37. Evangelischen Kirchentages 2019 in Dortmund designiert wurde.

X.

Wir hier, wir wissen gemeinsam, was der Psalm 127 so formuliert: „Wenn nicht der Herr das Haus baut, müht sich jeder umsonst, der daran baut.“ In diesem Sinne Ihnen, uns allen gesegnete eineinhalb Stunden. □

Grußwort

Staatsministerin Dr. Beate Merk

Die Katholische Akademie hat einen hervorragenden Ruf in Bayern und weit darüber hinaus. Die Mandlstraße 23 gilt als Premium-Adresse für den anspruchsvollen Austausch von Kirche und Welt. In diesen Räumen wird um Einsicht und Verständigung gerungen – leidenschaftlich, differenziert, immer mit Respekt vor der Meinung und Haltung des Gegenübers. Wir in Bayern sind stolz auf diesen Leuchtturm des gelehrten Dialogs!

Hier werden die Werte unseres christlich-jüdischen Menschenbildes gelebt. Humanität, Rechtsstaatlichkeit, Freiheit – all das macht unser christliches Wertebild aus. Diese christlich-jüdische Tradition ist auch das Fundament für den Zusammenhalt in Europa und den Frieden in der Welt.

Zusammenhalt in Europa und Frieden in der Welt – wer hätte noch vor zwei oder drei Jahren gedacht, dass diese Themen und damit die Außenpolitik so sehr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit von uns allen rücken. Deshalb erhält der diesjährige Preisträger des Ökumenischen Preises den Preis genau zur rechten Zeit!

Sehr geehrter Herr Bundesminister Steinmeier,

ich heiße Sie herzlich in Bayern willkommen. Gratulation zu dieser Auszeichnung! Der Ökumenische Preis ist eine Anerkennung für Ihr Wirken als Christ und Brückenbauer – und zugleich Ermutigung für alle, denen Solidarität, Frieden und Freiheit am Herzen liegen. Meinen herzlichen Glückwunsch!

Gerade in Zeiten der Krise in Europa, der weltweiten Herausforderungen durch Terror und Krieg, müssen wir uns wieder stärker auf unsere Werte als Kern unseres Zusammenlebens besinnen.

Sie, Herr Bundesaußenminister, prägen in zentralem Maße die deutsche Antwort auf die vielen Krisen und Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert sind. Wie viele es sind, erfahre auch ich jede Woche aufs Neue. Wo auch immer ich als für die Außenbeziehungen des Freistaats Bayern zuständige Ministerin hinkomme: die Themen Flucht und Migration, Ukraine und Russland, jetzt Brexit stehen sofort im Mittelpunkt des Gesprächs – um nur einige ganz besonders aktuelle Beispiele zu nennen.

Und ich merke: außen- und europapolitische Themen dominieren jetzt auch – ganz anders als früher – die Gespräche mit den Bürgerinnen und Bürgern hier zu Hause.

Wir müssen uns angesichts der Fülle der Probleme umso stärker unseres grundlegenden Wertekanons rückversichern. Papst Franziskus hat bei der Verleihung des Karlspreises am 6. Mai 2016 mahnende Worte an uns alle gerichtet: „Was ist mit Dir los, humanistisches Europa, Du Verfechterin der Menschenrechte, der Demokratie und der Freiheit?“

Die Flüchtlingskrise stellt uns alle vor große Herausforderungen und fordert gerade von uns Christenmenschen ein mutiges Handeln. Klar ist aber auch: Wir können diese Herausforderung nicht alleine stemmen. Hier müssen alle in Europa zusammenstehen.

Millionen von Menschen machen sich weltweit auf den Weg. Sie flüchten vor Krieg und Terror, vor Hunger und Not. Die Menschen hoffen auf Europa,



Dr. Beate Merk, Bayerische Staatsministerin für Europaangelegenheiten und regionale Beziehungen

sie hoffen auf unsere Werte: Jeder Mensch ist einmalig in seiner Würde – vom Anfang bis zum Ende seines Lebens. Menschenrechte, Gleichberechtigung von Mann und Frau, Freiheit in Verantwortung für den Nächsten und die Schöpfung.

Gerade in Zeiten der Krise in Europa, der weltweiten Herausforderungen durch Terror und Krieg, müssen wir uns wieder stärker auf unsere Werte als Kern unseres Zusammenlebens besinnen.

Ich selbst habe Menschen in Flüchtlingscamps im Libanon, in der Türkei und in Jordanien besucht. Gerade die Kinder haben mich tief berührt. Da ist so viel Hoffnung in den Augen dieser Mädchen und Buben – trotz all dem Leid, das sie erfahren haben. Diese Kinder dürfen wir nicht vergessen. Bayern stellt sich seiner Verantwortung. Wir wollen Perspektiven in den Herkunftsländern schaffen. Dafür werden wir im neuen Doppelhaushalt die Mittel um ein Vielfaches erhöhen.

Für eine bessere Welt brauchen wir Vorbilder, die sich stark machen für Schwächere, die Probleme anpacken und handeln, statt sich wegzuducken. Wir brauchen Menschen, die ihre Überzeugung als Christen leben und wissen: Für Versöhnung, Frieden und Freiheit müssen wir uns Tag für Tag einsetzen. Der Ökumenische Preis der Katholischen Akademie ist ein starkes Signal: Setzen wir uns gemeinsam weiter ein für Verständigung über Grenzen hinweg, für Frieden und Hoffnung in der Welt! Ich freue mich auf die Preisverleihung. □



Der Ökumenische Preis: die Urkunde bleibt Außenminister Steinmeier, das Preisgeld in Höhe von 10.000 Euro spendete er an das Flüchtlingsnetzwerk Brandenburg.

Laudatio

Thomas Sternberg

Ein Ökumene-Preis an einen Politiker? Es ist ungewöhnlich, dass dieser Preis an den amtierenden Außenminister der Bundesrepublik Deutschland verliehen wird. 15 Preisträger gab es bislang, darunter acht Bischöfe aus vier Konfessionen und vier Theologieprofessoren. Nun ein Jurist und erstrangiger Verantwortungsträger deutscher Politik. Ein SPD-Politiker, der in seinem Dienst nicht zuletzt durch seinen evangelisch geprägten Glauben getragen wird. Und nun soll ich als katholischer CDU-Abgeordneter eine Laudatio halten.

Der Preis wird mit Ihnen sehr verehrt und lieber Herr Bundesminister Dr. Steinmeier auch dem Präsidiumsmitglied des DEKT, des Deutschen Evangelischen Kirchentags und Kirchentagspräsident 2019 in Dortmund verliehen. Er wird einen Mann des öffentlichen Lebens verliehen, der aus seiner Religiosität weder Aufsehen noch einen Hehl macht.

I. Der Ökumene-Preis

Der Name des Preises legt die Vergabe an einen Außenpolitiker geradezu nahe. Ökumene ist nicht allein der Begriff für das Zusammenleben und das Zusammenarbeiten der christlichen Konfessionen. ‚Oikuméne‘, das meinte in der Antike die gesamte bewohnte Welt, den ‚Orbis Terrarum‘. Ökumenisch, das hieß zugleich ‚weltweit‘. Und so ist es bis heute in der Geographie, wo die Ökumene den ständig besiedelten und ackerbaulich nutzbaren Teil der Erdoberfläche meint. Knapp 50 Prozent sind das; und dieser große Teil der Welt ist es, mit dem der Außenminister der Bundesrepublik Deutschland vor allem zu tun hat.

II. Zeitanzeige und Islam

Nahezu täglich melden die Agenturen erschreckende Fälle von Terrorismus, Kriegen und anderen Gewalttätigkeiten. Die Welt ist keineswegs friedlicher geworden nach dem Zusammenbruch der Blöcke vor einem Vierteljahrhundert. Eine alte Ordnung ist zerbrochen – eine neue ist noch nicht an ihre Stelle getreten. ‚Wir leben in einer Welt auf der Suche nach Ordnung‘, sagt Steinmeier auf dem Kirchentag Stuttgart 2015. Die Eine Welt und damit die Internationale Soziale Frage ist nicht mehr ein Randthema, sondern rückt angesichts der weltweiten Flüchtlingsströme ins Zentrum der Politik. Die deutsche Außenpolitik ist mit neuen und auch militärischen Beteiligungen in die Pflicht genommen. Deutschland steht in einer neuen, internationalen Verantwortung.

Am Montag letzter Woche meldeten die Zeitungen die Reaktion des Außenministers zu dem grässlichen islamistischen Anschlag auf Ausländer in Bangladesch: Er sprach von der ‚perversen Logik der Terroristen, die mit Mord und Gewalt versuchen, ganze Gesellschaften zu spalten und das friedliche Miteinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion zu zerstören‘. Solche Äußerungen Steinmeiers ließen sich vielfach zitieren. Die Frage der friedlichen Koexistenz treibt ihn innen- und außenpolitisch um. Er sieht sich mit seiner eigenen Religiosität in einer öffentlichen Verantwortung für das Miteinander nicht zuletzt der Religionen.

Das in Europa in langen Jahrhunderten mühsam austarierte Verhältnis von



Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg,
Präsident des Zentralkomitees der
deutschen Katholiken

Staat und Kirchen, von Glauben und Politik ist bis heute nicht zu einem Stillstand gekommen und gilt bei weitem nicht weltweit. Unser religionsfreundliches Grundgesetz schützt in Deutschland nicht allein die christlichen Konfessionen, sondern bedeutet zugleich, sich für die Freiheit der Religionsausübung darüber hinaus einzusetzen. Vor allem betrifft das heute Christentum und Islam.

In einer Rede aus dem vorigen Jahr klingt das so: ‚Religion und Demokratie treffen sich im Glauben, dass jeder einzelne Mensch die Freiheit zum guten Handeln hat. Da treffen sich auch Christentum und Islam: im Glauben, dass Gott jedem Menschen sein Vertrauen schenkt. ‚Fürchtet euch nicht!‘ und stellt euch nicht über den Anderen, heißt es in der Bibel.‘

III. Vita

Wer ist Frank-Walter Steinmeier? Er kommt aus dem Land und Kreis Lippe, dem dritten, sehr kleinen, aber umso selbstbewussteren Teil Nordrhein-Westfalens. Dorthier, wo auch andere politische Persönlichkeiten aufgewachsen sind: Gerhard Schröder und Andreas Voßkuhle werden dort nicht ohne Stolz genannt. Und Steinmeier stammt – wie auch ich – vom Dorf. Er ist aufgewachsen in Brakelsiek, einem Ort in der Nähe der Stadt Detmold, die als Geburtsort im Pass unter dem Datum 5. Januar 1956 steht. Der Familienname Steinmeier ist häufig in dieser Gegend. Gut 1.000 Einwohner gibt es in Brakelsiek.

Leben auf dem Dorf schafft Bodenhaftigkeit. Man kann das sagen, ohne den falschen Idealisierungen des Landlebens aufzusitzen. Die Unterschiede von Klassen, Schichten, Gruppen und Eliten können mangels Masse nicht so wirkungsvoll werden wie in großen Gemeinden; man kennt sich viel zu gut als dass man sich Exzentrizitäten erlauben könnte. Die Lipper gelten als sparsam und strebsam, geprägt von einer nie üppigen Wirtschaft. Die Lippische Landeskirche, der die Steinmeiers angehören, ist eine der kleinsten Mitgliedskirchen der EKD. Es ist der Protestantismus in

seiner reformierten, calvinistischen Form, der die dortigen schnörkellosen Menschen prägt.

Politisch finden sich in dieser Gegend seit langem sozialdemokratische Mehrheiten auf allen Ebenen. Steinmeier wird 1975, mit 19 Jahren, Mitglied der Jusos. Die Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit ist tief verwurzelt und man sucht ihre Verwirklichung – ich sage leider – vor allem bei der Sozialdemokratie. Sie werden sich denken können, dass die wichtigsten politischen Vorbilder des SPD-Politikers Frank-Walter Steinmeier andere als die meinen sind. Doch zu Recht zitiert er immer wieder Willy Brandt, dessen Politik der Suche nach einem Ausgleich zwischen den Blöcken, des behutsamen Aufwärmens im Kalten Krieg für ihn politisch leitend geworden ist.

Er kommt aus einem ‚bildungsfernen Elternhaus‘, wie man das heute so papieren nennt. Der Vater ist Tischler in Brakelsiek, die Mutter kommt aus Schlesien. Mit einem Bruder wächst er auf. Ein Grundschullehrer hat ihn geprägt, der sich in der evangelischen Laienarbeit engagierte und das Interesse an der ‚Dritten Welt‘ – wie man damals sagte – weckte. Das Gymnasium liegt in Blomberg, neun Kilometer entfernt. Er ist der erste in der Familie, der sich auf das Studium vorbereitet und einer der ersten in seinem Dorf.

‚Gesunder Menschenverstand, tiefe Abneigung gegen Aufschneiderei und eine gute Portion Gelassenheit.‘, das sei es, was er aus Brakelsiek mitgenommen habe. ‚Wir fangen alle irgendwo an. Wir können uns das nicht aussuchen. Doch wir bleiben damit nicht identisch.‘, so formuliert es Steinmeier in seinem Buch ‚Mein Deutschland. Wofür ich stehe‘ aus dem Jahr 2009.

Nach dem Wehrdienst, wurde es im Studium statt der Architektur das ‚Brot- und Butterstudium schlechthin‘ – wie er das nennt –, die Jurisprudenz. Die Universität Gießen wurde seine Welt als Student, Assistent, Doktorand bis 1991. Der akademische Übervater, das große Vorbild, wurde der Verfassungsrechtler Helmut Ridder, ein Lehrer aus dem linkskatholischen Milieu, dem die internationale Politik und darin die deutsch-polnische Aussöhnung ein besonderes Anliegen war – eine leider wieder höchst aktuelle und wichtige Aufgabe!

An der Uni Gießen legt er seine Dissertation unter dem Titel ‚Tradition und Perspektiven staatlicher Intervention zur Verhinderung und Beseitigung von Obdachlosigkeit‘ vor. Die Möglichkeit einer Habilitation schlägt Steinmeier 1990 aus, um in der kurzen Zeit des historisch ‚offenen Fensters‘ die deutsche Einheit mitzugestalten. Da kommt

der zuvor nicht wahrgenommene Landsmann Gerhard Schröder ins Spiel, mit dem ‚die Chemie‘ stimmt, und der ihn als Medienreferent nach Hannover holt, wo er es bis zum Chef der Staatskanzlei bringt und später mit seinem Dienstherrn in die Bundesregierung wechselt, wo er bald Kanzleramtsminister wird.

In Hannover – der ‚am meisten unterschätzten Großstadt in Deutschland‘, wie er sagt – heiratet er Elke Büdenbender, die er seit Studienzeiten kennt; Juristin wie er und zeitweilig am selben Lehrstuhl tätig. Es ist eine ‚konfessionsverbindende Ehe‘, wie man heute sagt, denn sie kommt aus einer katholischen Familie im sonst so reformierten Siegerland. Einige Jahre später wird eine Tochter geboren. In Äußerungen über familiäre Angelegenheiten hält sich dieser Spitzenpolitiker ebenso auffallend wie sympathisch zurück. Im August 2010 verlässt er für einige Zeit die Politik. Die Öffentlichkeit erfährt nur, dass er eine Organspende zugunsten seiner Frau durchgeführt hat. Bei aller Dezenz zeigt sich doch eine Prioritätensetzung in diesem Schritt. Ehe und Familie hält er nicht für Auslaufmodelle; ‚verpflichtende Werte‘, so schreibt er, ‚haben sich nicht irgendwohin verflüchtigt‘. Die Jahre des Pendelns zwischen Hannover, Bonn und Berlin endeten 2000, als die dreiköpfige Familie ihr Heim in Berlin-Zehlendorf bezog.

Freunde rühmen an ihm, neben seiner Zurückhaltung bei Privatheit und Öffentlichkeit, seine offene Art des Zugehens auf Andere, seine sympathisch-freundliche Art und nicht zuletzt seine Fähigkeit zur Selbstironie, wie sie in seinen Facebook-Einträgen häufig aufblitzt. Von 2005 bis 2009 war er Bundesminister des Auswärtigen in der ersten Großen Koalition. Seit 2009 Mitglied des Bundestags, war er bis 2013 Vorsitzender von dessen SPD-Fraktion. Seit Dezember 2013 ist er wieder für ‚sein‘ Ministerium zuständig.

Dabei hätte sich Frank-Walter Steinmeier auch ein intensiveres Engagement in den Bereichen Wissenschaft oder Kultur vorstellen können. Die liegen zwar in der Kompetenz der Länder, wandern aber wegen dortiger Vernachlässigung zunehmend zum Bund. Die kulturelle Bildung liegt ihm am Herzen. Und immer wieder die ‚kulturelle Erzählung unseres Landes‘, die von Höhen und Tiefen, von Katastrophe und Neubeginn spreche. Ich zitiere Frank-Walter Steinmeier: ‚Dazu gehören auch die Unterschiede in Lebensformen, von Bekenntnissen, die das Miteinander gelernt haben, dem katholischen, dem evangelischen, dem jüdischen – und mehr und mehr auch dem muslimischen. Sie zumindest zu kennen ist nicht zu



Die Verleihung des Ökumenischen Preises an Frank-Walter Steinmeier fand großes Echo in den Medien.



Dr. Albert Schmid, Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken, und früher für die SPD Staatssekretär in der

Bundesregierung von Helmut Schmidt, mit Kardinal Friedrich Wetter und dem Preisträger.



Florian Wolfart, Geschäftsführender Gesellschafter der „WolfartKlinik“ in Gräfelfing, Honorarkonsul von Ghana,

war einer der zahlreichen Vertreter des Konsularischen Corps. Er war mit seiner Frau Torita Wolfart gekommen.

viel erwartet. Sie in ihrer Konsequenz zu verstehen heißt, den gemeinsam geteilten Raum der Demokratie mit Respekt zu betreten.“

Auch persönlich hat er eine Nähe zu künstlerischen Ausdrucksformen. Vor allem die Liebe zum Jazz, zur Literatur und zur Architektur ist ihm geblieben. Begegnungen mit Künstlern sind ihm auch deshalb wichtig, weil „wir durch den Eigensinn des Kulturellen die Gelegenheit erhalten, uns in Distanz zu unseren eigenen nur kleinen Ausschnitt der Welt zu setzen“, wie er schreibt. Und so ist es kein Wunder, dass die Fachleute die auswärtige Kulturpolitik zur Zeit in guten Händen wissen.

In seinen Reden thematisiert der Außenminister bei aller Zurückhaltung in privaten Dingen auch seine Religiosität.

IV. Religion in den Texten

Allgemein

Besonders bemerkenswert ist eine Rede im Januar 2015 vor Studierenden in Tunis. „Hütet euch vor einfachen Antworten!“ ist sein Leitgedanke darin. Der Lockruf der Feindbilder, so sagt er, sei genauso falsch wie gefährlich. Sie beziehen sich häufig auf die Religion, aber, so weiter „wer mit Religion aufhetzt, tut genauso übel wie der, der gegen Religion aufhetzt.“ Wer die Welt durch krude Schablonen erkläre, werde nur krude Antworten geben können. Die Religion ermuntere zu Toleranz gegenüber dem Ungewissen, zum Aushalten des Andersartigen, denn es heiße in Bibel wie Koran „Gott hat die Welt und die Menschen in Vielfalt erschaffen – und in dieser Vielfalt haben wir sie zu achten.“

Er widerspricht der allzu einfachen These, Islam und Demokratie seien unvereinbar. Demokratie brauche einen ethischen Nährboden – und Religion könne ihn bereiten helfen. Hier, in Tunesien, wird er einmal ganz persönlich: „Ich selbst lebe meinen Glauben. Ich bin Christ und bin in der protestantischen Kirche aktiv. Und natürlich hat mein Christsein mit meinem Handeln zu tun: Meine Religion gebe ich ja nicht an der Garderobe ab, wenn ich morgens ins Büro gehe. [...] Mein Glaube inspiriert mein Handeln, im privaten wie im öffentlichen Raum. Aber: Mein Glaube darf selbst nicht zum Gegenstand der Politik werden, und schon gar nicht zum Instrument gegen Andersgläubige. [...] So gesehen kann Religion, wenn sie nicht ausgrenzt und abschottet, die

Gesellschaft stärker machen.“ Da ist wieder die reflektierte Frömmigkeit, die weder vereinnahmt noch spaltet, sondern integriert.

Konfessionen

Wenige Tage danach hielt Steinmeier eine Rede über Reformation und Politik in einer Nürnberger Kirche. Nach einem Brand hatte die evangelische Gemeinde vorübergehend in der katholischen St. Klara-Kirche Heimat gefunden – wie es schon einige Jahre zuvor umgekehrt war. Das außergewöhnliche ökumenische Klima in Nürnberg im Gegensatz zu den rechtspopulistischen Vereinfachern macht er zum Thema einer Rede zur Ökumene. Der offene und positive Austausch zwischen den Kirchen und Religionen sende eine Botschaft der Ermutigung. Der leider heute populär gewordenen Vorstellung, die Religion sei an allem schuld, sie sei ein Spaltpilz und der Grund für globale Krisen, erteilt er eine klare Absage und fordert alle Gläubigen dazu auf, den Beweis für das Gegenteil anzutreten. Wir Christenmenschen sollen uns einmischen in diese Diskussion. Denn die Religion lehre Toleranz und Ausgleich. Mit dem ersten Petrusbrief (2, 17) fordert er seine Hörer auf „Ehret jedermann!“ und ergänzt: „und nicht nur die Christen!“

Die Quintessenz der Reformatorenlehre ist für ihn die tröstliche Botschaft, „weil wir uns nicht mehr um uns selbst kümmern müssen, können wir uns um andere kümmern!“ Der Einsatz für Versöhnung statt Krieg, für Liebe statt Hass sei auch dann, wenn es anstrengend wird, die Lehre aus diesem Wissen. Er mache sicher nicht seine tägliche Krisenpolitik mit der Bibel in der Hand, sie sei kein ‚Navi‘ für den Ballast der tagesaktuellen Entscheidungen, sie sei eher ein Kompass, der zur Rückversicherung und zur Selbstüberprüfung anhalte. Als Christen sind wir verantwortlich für unser Tun – und auch unser Nicht-Tun.

In einem aktuellen, noch nicht veröffentlichten Beitrag für den katholischen indischstämmigen Theologen Georges Augustin in Vallendar geht Steinmeier auf die innerchristliche Ökumene ein: das Christsein verbinde beide in einer Zeit, in der alte Gräben zwischen den Konfessionen verschwunden seien. Katholiken und Protestanten eine die gemeinsame Taufe, die Kanzelgemeinschaft und der gemeinsame, unermüdete Einsatz in der diakonischen Hilfe. Seite an Seite ständen die Kirchen in

ihrer Weltverantwortung. Die kirchlichen Großereignisse Katholikentag und Deutscher Evangelischer Kirchentag werden längst selbstverständlich ökumenisch begangen. „Auch das Reformationsjubiläum verstehe ich“, so schreibt er, „nicht als eine unzeitgemäße Überhöhung der Person Martin Luthers. Sondern vielmehr als ein gemeinsames Christusfest, bei dem wir gemeinsam auf den schauen, der der Grund unserer Kirchen und Garant unserer Einheit ist: Christus.“

Für einen offensiveren Umgang mit der Ökumene setzt er sich gemeinsam mit 22 anderen Erstunterzeichnern im September 2012 ein, als er einen vor allem von Bundestagspräsident Norbert Lammert initiierten Aufruf „Ökumene jetzt“ von inzwischen fast 10.000 Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Sport und anderen Bereichen für „gelebte Einheit im Bewusstsein historisch gewachsener Vielfalt“ unterstützt.

In einer Zeit, in der die Glieder der großen Kirchen sich in einer Minderheit sehen, ist ökumenisches Auftreten schon von den Zahlen her geboten – gemeinsam machen wir sechzig Prozent der Bevölkerung aus. Die Praxis der Ökumene läuft vor allem an der Basis der Gemeinden und Gruppen sehr gut. Aber sie ist auch kein abgeschlossenes Projekt; die Arbeit für die innerchristliche Ökumene ist nicht unwichtig geworden angesichts der neuen Herausforderungen des interreligiösen Dialogs.

Christlichkeit ist in Deutschland auch außerhalb der formalen Kirchenmitgliedschaft zu spüren. Der Wahlkreis von Frank-Walter Steinmeier liegt in Brandenburg, wo sich das vor allem in kulturellen Spuren zeigt. Was ist angesichts von aktuellen Identitätsängsten geboten? Immer wieder mahnt der Außenminister die Wahrnehmung der zugrundeliegenden Narrative an, die Haltungen und Taten bestimmen. Gelingt es uns, die christlichen Narrative in einer Gesellschaft zu bewahren, in der jene Konjunktur zu haben scheinen, die die Zukunftssorgen und Ängste der Menschen ausnutzen.

Religion und Staat

Gesellschaft und Staat sind auch in säkularen Zeiten auf den Beitrag der Christen angewiesen. Steinmeier formuliert hierzu: „In krisenträchtigen Zeiten sollte die Gesellschaft sehr behutsam mit kulturellen Beständen und Glaubensbekenntnissen umgehen, die dem

Leben Sicherheit geben. In dieser Behutsamkeit, was den humanen Kern unseres Zusammenlebens ausmacht, sollten wir als Politiker die Gesellschaft unterstützen.“ Das klingt wie die Behutsamkeit, die Jürgen Habermas hier in dieser Akademie im Umgang mit den Quellen anmahnte, aus denen sich unser Wertebewusstsein speise.

In seinem Buch erwähnt Steinmeier seine Bibelarbeit auf dem Kirchentag 2005 zu Deuteronomium 6, dem so wichtigen Text des Judentums mit dem Ruf „Höre Israel“ über die Erinnerung an die Rettung und den Aufbruch ins Offene. Er weist darauf hin, dass sich in der Moderne das Religiöse keineswegs auflöse, sondern weltweit gesehen wachse. Das komplizierte Verhältnis zwischen religiösen Überzeugungen, kultureller Tradition und gesellschaftlicher Praxis sieht er als eine der Schlüsselfragen unseres Jahrhunderts. „Dass eine Kultur in die offene Zukunft aufbricht, ist religiösen Extremisten und Fundamentalisten“, so schreibt er „ein unerträglicher Gedanke. Denn Fundamentalisten ersetzen die Zukunftsverheißung Gottes durch ein religiös verklärtes, letzten Endes aber doch irdisch-politisches Gesellschaftsideal, das an der eigenen Vergangenheit orientiert ist. Auch das ist in meinen Augen eine Form von Götzendienst.“

V. Politikfeld Europa

Die Sirenentöne des Fundamentalismus hören wir zur Zeit besonders intensiv, wenn es um Europa geht. Ein ganzes Krisengebräu koche hier bei uns in Europa hoch, während wir es mit einer Erschütterung der gesamten Weltordnung zu tun haben, so diagnostizierte der Minister vor zwei Monaten noch vor dem Brexit. So unverhofft, wie 1989 der Eisenerne Vorhang niedergerissen wurde, so kalt habe uns die Rückkehr der Schlagbäume in Europa erwischt. Den Stürmen könne man nur trotzen, wenn wir in Europa zusammenhalten. Gegen den Populismus der Einfachheit helfen nur Differenzierungen, nur das sorgsame Horchen auf die Sorgen der Partner und der gegenseitige Austausch darüber.

Europa ist vielfach angefragt und bedroht. Wie können die europäischen Ideale bekräftigt werden? Wie erreichen wir mit der europäischen Idee wieder die Herzen der Menschen? Europa ist auch ein christliches Projekt, auch als Christen sind wir gefragt. Gegen das Gerede vom Christlichen Abendland müssen



Münchens Alt-OB Christian Ude (re.) mit Prof. Arnold F. Riedhammer von „Blehschaden“. Der Schlagwerker

managt das Ensemble, das auch zusammen mit Christian Ude auftritt.

wir entschieden auf der Definition des Christlichen im Abendland beharren, das eben nicht von Ausgrenzung, sondern von den Fähigkeiten geprägt ist, die Papst Franziskus bei der Verleihung des Karlpreises im Frühjahr genannt hat: die Fähigkeit zum Dialog, die Fähigkeit zur Integration und die Fähigkeit zur Kreativität.

VI. Politik treiben

Im Konzept Steinmeiers für eine „vorausschauende Außenpolitik“ findet sich eine sehr grundsätzliche Bemerkung, die nach der unerträglichen Verantwortungslosigkeit der Spieler um den Brexit von besonderer Aktualität ist: Es gehe ihm im Kern um eine Haltung, die er als angemessen und geradezu verpflichtend ansieht: „um Ernsthaftigkeit in der Politik“. Diese Ernsthaftigkeit in der beharrlichen und unermüdlischen Vermittlungsarbeit, sie zeichnen diesen Politiker aus. Nicht der rasche Effekt mache erfolgreiche Politik aus, sondern sie sei das Resultat von Vorbereitung, Sondierung und klugen, oft behutsamen Weichenstellungen am Anfang und Geduld.

Grundlegend sei es, die Welt mit den Augen der anderen zu sehen und den anderen zuzutrauen, dass sie einen vielleicht sogar schärferen Blick haben. In festgefahrenen Situationen von zwei Konfliktparteien soll ein Dritter durch Verstehen und Vermitteln Brücken bauen zwischen Welten, die scheinbar weit auseinander liegen. Er nennt dies das „Sechs Augen Prinzip“, das von der eigenen Wahrnehmung ausgehend, zur Wahrnehmung des Gegenübers kommt und in einem dritten Schritt eine Perspektive entwickelt, die für beide Seiten einsichtig ist. „Das ist unser täglich Brot in der Diplomatie – diese feine Grenze des Machbaren Stück für Stück zu verschieben in den Raum des Wünschenswerten“, so der Minister im Mai dieses Jahres vor dem Europäischen Schriftstellerkongress.

Diesen Dienst tut er mit dem Risiko des Vertrauens. „Wer vertraut, der handelt; er traut sich etwas.“ In solcher Politikauffassung kann ihm jeder ernsthafte Politiker – gleich welcher Partei – nur zustimmen.

Die beharrliche Vermittlungsarbeit gilt auch für uns als Christen: „Wenn es uns gelingt, im Gespräch mit anderen Reli-

gionen die Wahrheitsfrage auszuklamern und die Handlungsperspektive und die gemeinsamen Ziele der Weltverantwortung ins Zentrum zu stellen, so ist der erste Schritt auf dem Weg zum Frieden gegangen“, schreibt er in seinem Beitrag für Georges Augustin. Das erinnert den Laudator aus Münster an den Westfälischen Frieden vor 368 Jahren: dort wurde ein Friede gefunden, der, um weiteres Leiden zu verhindern, die Frage nach der Durchsetzung der je eigenen Wahrheit ausklammerte, ohne zu relativieren, zu vereinfachen und der den festen Glauben als tragenden Grund der je verschiedenen Menschen akzeptiert.

Ein solcher Grundkonsens ist in unserer Gesellschaft gegenwärtig in Gefahr. Wir erleben eine Entfremdung zwischen auseinanderstrebenden Lebensweisen, von Bekenntnissen, Regionen, Berufswelten – von Sparten der Gesellschaft, die kaum noch in Kommunikation untereinander stehen. Vermittelnde Leitbilder können von den Medien nicht mehr erzeugt werden – das Internet gibt neben Richtigem auch jeder Form von Polemik und Diffamierung Raum. Die diffusen Ängste schaffen sich Raum in bislang nicht für möglich gehaltenen Hasstiraden und Verrohung der Sprache, wie wir sie nach 1945 nicht mehr möglich gehalten hatten. Der Enthemmung der Sprache folgt die Enthemmung der Handlungen. Die schwindende Bindekraft von Institutionen betrifft nicht allein die Kirchen – aber als Christen sind wir aufgefordert in einer neuen Dialogbereitschaft, demütig, werbend und argumentierend, die gesellschaftlichen Grenzen zu überwinden.

VII. Schluss

In Augsburg gibt es ein ungewöhnliches Marienbild, das nicht zuletzt durch die Begeisterung des Papstes Franziskus eine erstaunliche Karriere in Südamerika und auch in Deutschland gemacht hat. Es zeigt ohne eine ikonografische Parallele Maria mit einem Band, das vielfach verknötet ist. Sie ist damit beschäftigt, einen der Knoten zu lösen. Der Bildtitel lautet deshalb die „Knotenlöserin“.

Unser diesjähriger Preisträger ist ein solcher ‚Knotenlöser‘. Er zerhaut sie nicht wie Alexander es mit dem gordischen Knoten gemacht hat, er lässt sie auch nicht ungelöst, sondern arbeitet mit Beharrlichkeit und Ausdauer daran, die teils alten, festen Verknötungen in Konflikten, Streitigkeiten und Verhärtungen geduldig aufzudröseln – im Gefüge der Staaten und Völker ebenso wie zwischen Konfessionen und Religionen. „Aufhören ist dabei keine Option, Tatenlosigkeit keine Haltung“ formuliert er mit Bezug auf Dorothee Sölle, die auch befand, „Da kann man nichts machen“ sei ein gottloser Satz. Und von dem jungen Theologen und Widerstandskämpfer Hans Scholl nimmt er die Ermutigung: „Das Ziel fest vor Augen, aber auf dem Weg dahin – mit Rückschlägen und Umwegen – nicht die Kraft und die Geduld verlieren.“ Die Kraft und Geduld erwächst aus einem Glauben, der trägt und Sicherheit gibt. In der Begründung für den heutigen Preis heißt es: „Er nimmt eine Vorbildfunktion wahr und stärkt die gemeinsame christliche Position“. Ja, dieser Politiker stärkt uns im Kampf gegen Vereinfacher und Scharfmacher, gegen neue und alte Grenzen in den Köpfen und Herzen.

Die Antwort auf die rhetorische Eingangsfrage ob denn ein Politiker diesen Preis zu Recht erhalte muss ein vehementes ‚ja‘ sein. Der Ökumenische Preis geht zu Recht an den Politiker Frank-Walter Steinmeier.

Ich sage den Auslobern wie dem Preisträger dazu herzlichen Glückwunsch! □

Presse

Katholische Nachrichtenagentur

11. Juli 2016 – Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier (60) hat die Kirchen als „Vorreiter der Idee“ gewürdigt, Verschiedenheit zu versöhnen. „Die friedliche Vielfalt der Kirchen kann ein Beispiel sein für die Gesellschaft Europas insgesamt“, sagte Steinmeier. Gerade jetzt, wo der Ton rauer werde, das „Haus Europa“ Risse zeige und Populisten der Abschottung das Wort redeten, müssten Christen „noch viel deutlicher werden“ und „neue Wege des Dialogs“ beschreiben.

Christoph Renzikowski

KathPress

11. Juli 2016 – Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, rief die Christen auf, sich politisch zu engagieren. Dafür sei es „höchste Zeit“. Der christliche Glaube sei „absolut unvereinbar mit Rassismus und Nationalismus“, betonte der Münchner Erzbischof. Die biblische Botschaft von der die Grenzen von Rassen, Religionen und Geschlechtern überschreitenden gleichen Würde aller Menschen sei „die größte Revolution“, die Europa je erlebt habe.

Evangelischer Pressedienst

12. Juli 2016 – Islam und Demokratie sind nach Überzeugung von Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) kein Widerspruch. „Demokratie gibt dem Islam Raum, und der Islam gibt der Demokratie Raum“, sagte Steinmeier in München, wo er den mit 10.000 € dotierten Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie Bayern entgegennahm. Es sei eine der entscheidenden Aufgaben für die Gesellschaft in den kommenden Jahren, für Muslime und Nicht-Muslime, den Beweis dafür anzutreten.

Münchner Merkur

12. Juli 2016 – Laudator Thomas Sternberg, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und CDU-Abgeordneter im nordrhein-westfälischen Landtag, macht deutlich, warum Steinmeier und Ökumene zusammenpassen. Steinmeier ist ein reformierter Christ, studierter Jurist, der auch als Außenminister aus seiner Religiosität kein Geheimnis mache.

Claudia Möllers

Süddeutsche Zeitung

12. Juli 2016 – Nach so viel Lob tritt Steinmeier erst einmal auf die Bremse. Er freue sich über den Preis, aber er habe sich sogleich gefragt, ob er der Richtige sei. „Die Ökumene war mir nicht in die Wiege gelegt“, sagt er und erzählt von seiner Heimat Brakelsiek im nordrhein-westfälischen Kreis Lippe, wo man den reformierten Glauben pflegte und mit den Lutheranern, geschweige denn mit den Katholiken kaum in Berührung kam.

Wolfgang Görl

Münchner Kirchenzeitung

17. Juli 2016 – Als erster Politiker war Steinmeier mit dem Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie Bayern ausgezeichnet worden. Der 60-jährige Sozialdemokrat stiftete das Preisgeld in Höhe von 10.000 Euro dem Flüchtlingsnetzwerk Brandenburg, wo er seinen Bundestagswahlkreis hat.

kna

Augsburger Allgemeine

12. Juli 2016 – Sein Glaube dürfe nicht selbst zum Gegenstand der Politik werden, und schon gar nicht zum Instrument gegen Andersgläubige, betonte er 2015 in der „Offenen Kirche St. Klara in Nürnberg“. In der benachbarten St.-Martha-Kirche hatte es gebrannt, der Zusammenhang evangelischer und katholischer Gemeinden danach beeindruckte Steinmeier. Er sprach von einer Botschaft der Ermutigung – „auch an mich als Außenminister, der sich jeden Tag mit bedrohlichen und grausamen Krisen in der Welt beschäftigt“. Gelebte Ökumene.

Daniel Wirsching



Georg Randlkofer, Geschäftsführender Gesellschafter der Dallmayr AG und Mitglied im Allgemeinen Rat der

Akademie, bei seiner Ankunft im Gespräch mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller.

Schlusswort

Reinhard Kardinal Marx

Liebe Anwesende bei dieser festlichen Veranstaltung, die hoffentlich uns allen Mut gemacht hat, Hoffnung gemacht hat. Von dieser Akademie soll ein neuer Impuls für das christlich geprägte politische Handeln ausgehen, für das Arbeiten in den verschiedenen Bereichen des menschlichen Lebens.

Ich gehöre auch zu denen – ich bin jetzt der Dritte – die sich gefragt haben: Warum Frank-Walter Steinmeier? Zwar hat die Jury entschieden, aber wir sind ja in der katholischen Welt. Da ruft man natürlich den Kardinal an und sagt: Herr Kardinal, was sagen Sie zu der Idee? Da habe ich gesagt: Lasst mich mal eine Nacht drüber schlafen. Aber nicht, weil ich irgendein Problem mit der Person – das wissen Sie, Herr Minister – Frank-Walter Steinmeier habe, sondern eben tatsächlich in der Überlegung: Was ist jetzt der Sinn dieses Preises? Erklärt noch einmal, was ihr damit meint, mit diesem Preis, mit diesem Ökumene-Preis.

Ich bin ja erst einige Jahre hier und habe eben auch in Erinnerung, dass es in der Regel Bischöfe und Professoren waren, die mit dem Ökumenischen Preis ausgezeichnet wurden. Aber beim Blick auf diese Preisbegründung und auch auf die Idee fand ich es dann besonders wichtig, jetzt in dieser Stunde einen überzeugten Christen, der im politischen Handlungsfeld steht, auszuzeichnen und damit zu ermutigen, und auch andere zu ermutigen, in der Politik ihren Beitrag als Christinnen und Christen zu leisten, in einer ökumenischen, weiten Vernetzung. Eine ausgezeichnete Idee! Ich glaube auch die Veranstaltung heute zeigt das. Ich kann ja nur ein kleines Schlusswort sagen, einen i-Punkt oder ein Ausrufungszeichen draufsetzen. Die wesentlichen Punkte sind ja in der Laudatio und auch in der großartigen Rede des Herrn Bundesaußenministers deutlich geworden.

Kann man mit der Bibel in der Hand Politik machen? Da sage ich, mit einem



Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

kleinen Widerspruch zu dem, was gesagt wurde: Doch, doch! Aber in der rechten Weise, und darauf haben Sie hingewiesen. Was sind die großen Perspektiven? Es wurde auf die Narrative hingewiesen, die wir brauchen, und natürlich ist die Bibel eine Bibliothek. Es ist ja nicht nur ein Buch, sondern es ist eine Bibliothek mit vielen Erzählungen, die aber immer auf das Zentrum hinweisen wollen.

Das will ich zum Schluss dann doch tun: Als Bischof darf ich dann die Bibel einmal zu Wort kommen lassen als das große Narrativ Europas. Die wichtigste Aufklärung, die Europa je erreicht hat, ist für mich das Evangelium, die biblische Botschaft. Und die beginnt eben nicht mit Jesus von Nazareth; sie beginnt mit den ersten Seiten der Heiligen

Schrift: Der Mensch wird geschaffen als Mann und Frau, beide auf einer Ebene, es geht um eine Menschheitsfamilie. Also sind alle Brüder und Schwestern. Jeder Mensch ist Bild Gottes, ob er gläubig oder ungläubig ist, Muslim, ausgetreten, homosexuell, heterosexuell, Mann oder Frau, schwarz oder weiß. Jeder ist Bild Gottes. Das ist die größte Revolution, die jemals auf dieser Erde ausgesprochen wurde, in dieser Verbindlichkeit, in dieser Proklamation einer Botschaft.

Haben wir immer auf dem Niveau dieses Satzes gelebt? Sicher nicht, auch wir als Kirche nicht. Bleibt dieser Satz gültig? Natürlich bleibt er gültig. Das kann ich nur unterstreichen – das ist jetzt nicht auszuführen, es ist schon gesagt worden: Deswegen ist christlicher Glaube, biblischer Glaube absolut unvereinbar mit Nationalismus, Ausgrenzung und Rassismus. Absolut unmöglich! Deswegen ist ein Christ nicht nur ein Europäer, jemand, der über Grenzen hinausschaut und den anderen nicht als Bedrohung, sondern als Bruder und Schwester sieht, er ist ein Universalist. Christen sind im Prinzip Universalisten. Das müssen wir als Kirche, als Verantwortliche in der Kirche, immer wieder in Erinnerung rufen.

Oder denken wir an den wunderbaren Text, der im Bereich des Politischen immer wieder zitiert wird: „So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!“ (Mt 22,21) Das wurde oft falsch verstanden als eine Trennung, eine absolute Trennung. Bei Matthäus ist aber eine Orientierung gemeint: „Gebt Gott, was Gott gehört“. Was gehört Gott? Eben der Mensch, der Bild Gottes ist, den ich nicht verzwecken kann, der „Zweck an sich (selbst)“ ist, wie Kant sagt, der nicht benutzt wird, nicht versklavt wird, nicht ausgebeutet wird, nicht Instrument in der Hand eines anderen sein darf. Das ist gemeint mit „gebte Gott, was Gott gehört“: der Mensch. Das ist eine ökumenisch gemeinsame Botschaft; keine katholische Politik, keine evangelische Politik, keine jüdische Politik, sondern eine vom biblischen Glauben her christlich-ökumenische Inspiration für die Politik.

Oder die wunderbare Geschichte, die wir am Sonntag in allen katholischen Kirchen im Evangelium gehört haben und die für mich zu den schönsten Texten Europas gehört. Ob ich gläubig bin oder nicht, ob ich Christ bin oder nicht, spielt dabei überhaupt keine Rolle. Es ist die Geschichte vom barmherzigen Samariter, im 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums. Jesus widerspricht dort dem Gesetzeslehrer, der ja eine Definition will und sagt: es muss doch einmal eine Grenze geben, es muss doch einmal Schluss sein, es geht doch um meine Interessen. Definiere mir bitte, wo ich aufhören muss, zu lieben. Definiere mir das, Jesus von Nazareth.

Und Jesus erzählt die Geschichte, die Sie alle kennen, die Geschichte vom barmherzigen Samariter, und dreht das Ganze um. Er sagt: Es geht gar nicht darum, dass du eine Definition bekommst, wann du nicht mehr helfen sollst. Es geht darum, dass du begreifst, wie du denn auf die Welt schaust. Alle, die dem Samariter vorausgegangen sind, sagen: Was wird aus mir? Da ist ein Überfallener – was wird aus mir, wenn ich ihm helfe, fragt der Priester, der Levit. Und der Samariter, der Ausländer, der Verachtete, der nicht dazugehört, sagt: Was wird aus ihm? Was wird aus ihm, wenn ich vorübergehe? Es ist der teilnehmende Blick; der auch noch nicht alle Probleme löst, aber offen bleibt für den Anderen. Deshalb beklagt Papst Franziskus das Fehlen dieses teilnehmenden Blickes, wenn er von einer Globalisierung der Gleichgültigkeit spricht.

Das sind noch keine Lösungen für alle Probleme. Aber den Blick abzuwenden und zu sagen, die Folgen für andere gehen mich nichts an – etwa in der Flüchtlingskrise oder in der politischen Frage des Friedens oder der Versöhnung; Hauptsache, wir haben unsere Interessen durchgesetzt; die Folgen, langfristige Folgen für andere, sind nicht unser Problem. Das sind Haltungen, die eben nicht christlich inspiriert sind, und, so darf ich doch auch sagen, im Letzten auch unvernünftig sind. Denn das will ich abschließend sagen: Die christlich inspirierte Politik – die von Christen geprägte Politik, die von solchen Narrativen herkommt – ist nicht unvernünftig. Ich spreche ab und zu auch von der Vernunft der Seligpreisungen.

Manchmal ärgere ich mich, wenn ich durch Museen gehe oder auch durch große Schlösser geführt werde: Die Geschichte scheint hauptsächlich aus Königen und Feldmarschällen zu bestehen, großen Politikern, die Kriege geführt haben. Gut, oft wird auch an andere erinnert. Aber die Dominanz insgesamt ist doch relativ stark. Jesus sagt nicht, selig, die Kriege gewonnen haben, sondern er sagt, selig, die Frieden stiften, selig, die keine Gewalt angewandt haben, selig, die andere Mittel in Anspruch genommen haben, um das Ziel zu erreichen. Das ist doch nicht unvernünftig! Und wir haben es ja eben sozusagen heruntergebrochen auf die ganz praktische Politik des Dialogs, des Denkens vom Anderen her. Wir haben gesehen, was es bedeutet, diese Perspektive im Blick zu behalten.

Die wichtigste Aufklärung, die Europa je erreicht hat, ist für mich das Evangelium, die biblische Botschaft

Noch einmal: Das ist nicht eine naive Romantik, sondern ich glaube, diese große Perspektive muss im Blick bleiben, sonst verlieren wir uns im Einzelnen und verheddern uns in Interessen, die im Grunde genommen langfristig nicht bedeutend sind. Heute ist, wie schon gesagt wurde, das Fest des heiligen Benedikt, des Vaters Europas. Johannes Paul II. hat ihn zum Patron Europas ausgerufen. Ja, was wissen wir sonst noch von Politikern aus dem 5. und 6. Jahrhundert? Nicht so viel. Kaum, dass wir einen Namen in Erinnerung haben. Aber der heilige Benedikt hat mit seiner Art, das Evangelium zu leben, sich zurückzuziehen, Klöster zu organisieren Europa vielleicht nachhaltiger geprägt als mancher, der damals als großer Mann oder große Frau galt.

Diese Hoffnung sollten wir einbringen, auch in die konkrete Politik, auch in die Gestaltung der Welt. Ich glaube, wir haben es gespürt, und wir haben ja auch Zeit genug gehabt in den letzten Jahren, Frank-Walter Steinmeier zu beobachten: Der Preis geht an den Richtigen. Aber es ist ein Preis zur Ermutigung für alle. Ich möchte dies wirklich noch einmal nutzen, um viele, viele Christinnen und Christen aufzurufen, sich in den politischen Parteien, im gesellschaftlichen Leben, zu engagieren. Es ist höchste Zeit, unsere Narrative aufzurufen und mit praktischem Engagement zu erfüllen. Gottes Segen dazu! □

Die frei vorgetragene Ansprache wurde für die Drucklegung geringfügig sprachlich bearbeitet. Der Stil des gesprochenen Wortes bleibt erhalten.



Zum Abschied noch ein Foto: Frank-Walter Steinmeier und Elke Büdenbender

Jüdisches Leben in Deutschland heute

Dr. Josef Schuster, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, war am 28. Juni 2016 zu Gast in der Katholischen Akademie Bayern. Josef Schuster, von Beruf Internist in Würzburg, ist seit November 2014 oberster Repräsentant der offiziell rund 100.000 jüdischen Bürger in Deutschland. In der Veranstaltung

mit dem Titel „Jüdisches Leben in Deutschland heute“ zog Josef Schuster Bilanz darüber, erwähnte Positives wie Negatives, warb für die Integration der Flüchtlinge, die Zeit erfordere, forderte im Gegenzug aber auch Toleranz der Flüchtlinge, die deren Pflicht sei. Lesen Sie den leicht überarbeiteten Vortrag.

Ich freue mich sehr, heute hier in der Katholischen Akademie zu Gast zu sein und danke herzlich für diese Einladung! Sehr gerne werde ich versuchen, Ihnen einen kompakten Überblick über das heutige jüdische Leben in Deutschland zu geben. Vielleicht mögen Sie sich einmal selbst fragen, welche Bilder Sie im Kopf haben, wenn vom modernen jüdischen Leben in Deutschland die Rede ist. Was wird in den Medien transportiert? Natürlich Fotos prominenter Vertreter wie seit Ende 2014 meine Wenigkeit oder gerade hier in München natürlich von Frau Knobloch.

Und welche Bilder fallen einem dann ein? Wenn ich mich das fragen würde, würde ich, ehrlich gesagt, ziemlich schnell an Bilder aus Israel denken. Denn gerade im Fernsehen treffe ich viel häufiger auf Berichte aus Israel als auf Berichte über das hiesige jüdische Leben. Deshalb assoziieren wahrscheinlich gar nicht wenige Bürger in diesem Land beim Thema Judentum das Bild eines ultraorthodoxen Juden mit Schläfenlocken und Gebetsschal. Und wenn wir ehrlich sind, müssen wir feststellen: Die Kenntnisse über das jüdische Leben in Deutschland sind ziemlich gering.

Das meine ich nicht als Vorwurf. Wenn ich ein Foto über modernes muslimisches Leben in Deutschland auswählen müsste, käme ich auch ins Schwitzen. Bei der evangelischen und katholischen Kirche fiel es mir etwas leichter. Aber ich bin schließlich in Würzburg aufgewachsen. Und das kirchliche Leben hat immer auch in mein jüdisches Leben hineingespielt. Und geschadet hat es mir nicht!

Jüdisches Leben heute – wie könnte man es denn treffender bebildern? Vielleicht mit einem Foto von einer Thora, die allerdings mit kyrillischen Buchstaben bedruckt ist (Abb. 1).

Erstens entspricht dieses Foto ganz wunderbar dem Klischee vom Volk des Buches. Es gibt viele Klischees über Juden. Dieses lassen wir uns gerne gefallen. Man braucht häufig nur zu erwähnen, man sei jüdisch, schon denken die Menschen, man sei belesen und werde jetzt jüdische Philosophen zitieren. Das Foto bildet aber auch die Realität ab. Solche mehrsprachigen Ausgaben



Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland

von Gebetbüchern, die neben Hebräisch auch eine russische Übersetzung enthalten, finden Sie tatsächlich in unseren Synagogen. Sie spiegeln sehr gut die Veränderungen in unseren 105 Gemeinden in den vergangenen 25 Jahren wider.

Die jüdischen Gemeinden standen ja seit 1990 vor der Aufgabe, in großer Zahl neue Mitglieder integrieren zu müssen, Mitglieder, die vom Judentum wenig wussten. Von den heute knapp 100.000 Mitgliedern der jüdischen Gemeinden haben rund 90 Prozent ihre Wurzeln in der Ex-Sowjetunion. Es galt zunächst, den Zuwanderern bei Behördengängen und der Suche nach Arbeit und Wohnung zu helfen, aber vor allem galt es, sie wieder mit ihrer Religion vertraut zu machen. Denn an deren Ausübung wurden sie in der Sowjetunion weitgehend gehindert, so dass gerade in der jüngeren Generation kaum noch Kenntnisse der Traditionen vorhanden waren. Über die Jahre hat sich damit hier in den Gemeinden still und leise eine jüdische Willkommenskultur etabliert, lange, bevor wir diesen Begriff zu Recht

auf Deutschland anwenden konnten.

Zu diesen Veränderungen in unseren Gemeinden passt auch ein Foto vom jüdischen Teil des Friedhofs in Düsseldorf (Abb. 2). Sahen Sie früher auf jüdischen Friedhöfen häufig nur karge Gräber mit meist hebräischen Schriftzeichen und ein paar Steinen auf dem Grabstein, so finden Sie heute Marmor und Blumen. Auch hier haben die Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion eine eigene Tradition mitgebracht. Manchmal streiten wir über solche Dinge. Manchmal lachen wir auch gemeinsam und staunen über unsere Unterschiede.

Die Integration der Zuwanderer war und ist eine große Herausforderung für die jüdische Community. Sie ist zugleich eine Bereicherung. Das gilt sogar für das Thema Schoa. Die Zahl der Schoa-Überlebenden wird natürlicherweise immer kleiner. Das Thema bleibt aber auch in der zweiten und dritten Generation präsent, und zwar jetzt aus unterschiedlichen Perspektiven. Durch unsere Zuwanderer ist zu der Opferperspektive die Sicht der Befreier hinzugekommen. Während die alteingesessenen Juden auf Daten wie den 9. November blicken, haben die zugewanderten Juden viel stärker den 9. Mai als Tag des Sieges im Fokus.

Es ist ein sehr fruchtbarer Austausch, der dadurch zustande gekommen ist. Die Frage, wie eine moderne Gedenkkultur aussehen kann, stellt sich auch in unserer jüdischen Community. Deshalb kann ich nur wiederholen: Zuwanderung bereichert und weitet den Blick. Manchmal muss um den Konsens zwischen Alt und Neu gerungen werden, aber es lohnt sich.

Das sehen wir vor allem an der zweiten Generation der seit 1990 eingewanderten Juden. Deshalb ein Foto der Jewrovision; die Jewrovision (Abb. 3) – das Wort bildet sich in Anlehnung an die Eurovision mit dem englischen Wort für Jude – Jew – die Jewrovision also ist der größte Tanz- und Gesangswettbewerb für jüdische Jugendliche in Europa, jährlich ausgerichtet vom Zentralrat der Juden. Bei diesem Wettbewerb, der immer mit einer religiösen Jugendfreizeit verbunden ist, erleben Sie bei den rund 1.000 Teilnehmern Jahr für Jahr etwas Wunderbares: ein neues jüdisches Selbstbewusstsein. Ähnlich wie in den Achtziger Jahren verstehen sich die jüngeren Juden auch heute wieder als deutsche Juden und betrachten Deutschland als ihr Zuhause. Dies ist umso bemerkenswerter, als der weitaus größte Teil der jungen jüdischen Generation Eltern hat, die nicht in Deutschland geboren sind, sondern in der früheren Sowjetunion.

Die Kinder dieser Zuwanderer sind vollständig integriert: Sie sprechen fließend und akzentfrei Deutsch, sie besuchen in der Regel ein Gymnasium, machen Abitur und studieren – und betrachten eben Deutschland als ihre Heimat. Diese Integration hat eine Generation gedauert. Das ist unsere Erfahrung, die wir auch in der aktuellen politischen Situation gerne in Erinnerung bringen.

Nun ist es allerdings in unseren jüdischen Gemeinden nicht anders als in Kirchengemeinden: Auch bei uns gibt es eine ungünstige Altersstruktur. Knapp die Hälfte unserer Mitglieder sind über 60 Jahre alt. Und auch wir kämpfen seit ein paar Jahren mit sinkenden Mitgliederzahlen. Hier in Bayern zählen wir derzeit 18.260 Mitglieder in unseren Gemeinden. Vor sechs Jahren waren es noch rund 100 mehr.

Daher versucht der Zentralrat der Juden mit verschiedenen Programmen für jüdische Studenten und für Young Professionals gerade jene Menschen in den Gemeinden zu halten, die sozusagen leicht verloren gehen: Wer mit dem Start ins Berufsleben und Familiengrün-

dung beschäftigt ist, nimmt sich meistens nur noch wenig Zeit für so etwas wie Gemeindeleben. Diese Erfahrung machen ja alle Verbände und Vereine, die mit Ehrenamtlichen arbeiten. Und diese Prioritätensetzung ist in der Lebensphase nur allzu verständlich, und war bei mir selbst übrigens nicht anders.

Uns muss es aber gelingen, dass diese Abwesenheit in den Gemeinden wenigstens nur eine vorübergehende bleibt. Darum bemühen wir uns mit immer wieder neuen Projekten. In diesem Jahr haben wir zum Beispiel zur Jewrovision auch ehemalige Teilnehmer eingeladen und ihnen ein eigenes Programm geboten.

Bei unserer interreligiösen Zusammenarbeit geht es selten um diese Themen wie Nachwuchsgewinnung oder schwindende Mitgliederzahlen. Aber vielleicht können wir hier alle mehr voneinander lernen, als uns bewusst ist.

Jetzt wird es Zeit für das Foto eines Rabbiners, um unser jüdisches Leben in Deutschland zu bebildern (Abb. 4). Das Judentum in Deutschland ist wie auf der ganzen Welt kein monolithischer Block. Es gibt von traditionell über konservativ bis zu liberal sehr unterschiedliche Strömungen. Daher haben wir in Deutschland eine Orthodoxe Rabbinerkonferenz und eine liberale Allgemeine Rabbinerkonferenz, in der auch Rabbinerinnen Mitglied sind.

Eine sehr erfreuliche Entwicklung haben wir in der Rekrutierung von Rabbinern. Mussten in den vergangenen Jahrzehnten Rabbiner immer aus dem Ausland geholt werden, so ordinieren wir seit 2006 wieder in Deutschland ausgebildete Rabbiner und Rabbinerinnen. Daher können wir immer mehr Gemeinden mit einem eigenen Rabbiner ausstatten, was nicht nur für die Seelsorge, sondern auch für den Zusammenhalt der Gemeinde sehr wichtig ist.

Das Judentum in Deutschland ist wie auf der ganzen Welt kein monolithischer Block. Es gibt von traditionell über konservativ bis zu liberal sehr unterschiedliche Strömungen.

Zugleich symbolisiert dieses Foto: Im Zentrum des jüdischen Lebens steht die Religion, steht unser Glaube. So gerne sicher auch viele von Ihnen in ein Klezmer-Konzert gehen oder mit Ihren Kindern ein Purim-Spiel in einer Synagoge besuchen, so gerne Sie über einen Wizo-Basar mit leckeren israelischen Speisen flanieren, als dies ist letztlich nur das Drumherum. Wir sind, wie ich immer sage jüdische – oder wie es in Bayern heißt: Israelitische Kultus-Gemeinden –, keine Kultur-Gemeinden. Mir ist dies besonders wichtig zu betonen in einer Zeit, in der die Religionsgemeinschaften in unserer Gesellschaft um ihren Stellenwert ringen müssen. In der manches, was jahrzehntlang selbstverständlich war, in Frage steht.

Denn dass das Judentum trotz aller Anfeindungen, aller Verfolgung, aller Pogrome und trotz des größten Verbrechens, der Schoa, überlebt hat, das lag und liegt bis heute an diesem Kern: der Religion. Die zehn Gebote, die uns am Berg Sinai übergeben wurden, die Thora, in der unsere Religion niedergelegt ist – dieses Wissen und diese Werte wurden über Generationen weitergegeben und haben uns Orientierung verliehen. Ohne unsere Gebete und Segenssprüche wären familiäre Feiern wie am Schabbat oder zu Pessach nur eine leere Hülle. Ohne den religiösen Kern hätte



Foto: Zentralrat der Juden/Jörn Neumann

Abb. 1: Thora-Bände mit hebräischen und kyrillischen Buchstaben. Ein Großteil der heutigen deutschen Juden stammen aus der ehemaligen Sowjetunion.

die Tradition niemals über Jahrtausende Bestand gehabt.

Was wir bisher bebildert haben, ist das sehr schöne jüdische Leben in seiner ganzen Vielfalt in Deutschland. Ich könnte Fotos von neu eröffneten Synagogen oder Mikwen hinzufügen. Vom jüdischen Zentrum am Jakobplatz oder von jüdischen Kulturfestivals. Doch wir müssen auch Anderes zur Kenntnis nehmen. Zum Beispiel: ein Blumenmeer vor der Synagoge in Kopenhagen, auf die im Februar 2015 ein islamistischer Anschlag verübt wurde. Dabei kam der Wachmann ums Leben.

Ich könnte auch von Toten im Jüdischen Museum in Brüssel oder von einem riesigen Polizeiaufgebot vor dem Koscher-Supermarkt in Paris sprechen. Nun könnten Sie einwenden, dass dies keine Ereignisse in Deutschland waren. Das stimmt. Wir alle hatten in Deutschland bisher Glück, dass einige Attentate verhindert werden konnten.

Wir können unser jüdisches Leben in Deutschland aber nicht losgelöst von Europa betrachten. Und in Europa ist modernes jüdisches Leben auch begleitet von Gefahren. Was wir in jüngster Zeit in Europa erleben mussten, hat uns alle erschüttert. Was uns, in der jüdischen Gemeinschaft, aber noch stärker auffällt als der übrigen Bevölkerung: Sehr oft wählen die Terroristen bewusst jüdische Einrichtungen als Ziel aus. Diese fanatischen Islamisten sind eben auch fanatische Judenhasser. Es nutzt nichts, vor dieser Tatsache die Augen zu verschließen.

Und deshalb lässt sich feststellen: Wir Juden fühlen uns in Deutschland sicher. Das Sicherheitsgefühl war aber schon größer. Das hat mehrere Gründe, ein wesentlicher ist die Bedrohung durch Islamisten. So ist es nicht verwunderlich, dass sich Eltern fragen, wie sie ihre Kinder sicher zur jüdischen Schule bringen

und ob diese Schule ausreichend bewacht ist. In allen unseren Gemeinden sind die Sicherheitsvorkehrungen ein erheblicher Kostenfaktor. Das ist leider die traurige Realität im Jahr 2016.

Das Sicherheitsgefühl erhöht sich nicht gerade, wenn bekannt wird, dass mit den Flüchtlingen auch Terrorverdächtige nach Deutschland eingeschleust wurden. Dennoch wäre es aus meiner Sicht die völlig falsche Konsequenz, Europa wegen dieser Gefahren zu verlassen. Unter den französischen Juden ist die Auswanderungswelle nach Israel größer geworden. Aber, übersehen wir nicht: Die ganz große Mehrheit der französischen Juden bleibt in Frankreich! Es kann immer gute Gründe für Juden geben, nach Israel auszuwandern. Der Terror sollte keiner sein!

Denn dann würden die Terroristen genau das erreichen, was sie möchten. Ebenso, wie sich die gesamte Gesellschaft nicht abschrecken lassen darf, ihr ganz normales, freiheitliches Leben weiterzuführen, dürfen auch wir Juden uns nicht von der Bedrohung einschüchtern lassen!

Es gibt in unseren Gemeinden hier in Deutschland zwar eine Verunsicherung und beim ein oder anderen auch Ängste. Aber der weitaus größte Teil der hierigen Juden denkt nicht an Auswanderung. Die Debatte darüber, ob wir auf Dauer sicher in Deutschland leben können, die ist allerdings wieder da. Das hat jedoch neben der terroristischen Bedrohung auch sehr viel mit den Flüchtlingen zu tun.

Ich komme jetzt zu dem Teil, mit dem ich mich bei Ihnen vielleicht unbeliebt mache. Mit dem ich Wasser in den Wein kippe. Ich halte es jedoch für notwendig für unser Land, mit schonungslosem, glasklarem Blick auf die aktuelle Lage zu blicken. Rosarot hilft hier nicht weiter. Die Flüchtlinge, die in so großer

Zahl seit dem vergangenen Jahr bei uns Zuflucht suchen, kommen ganz überwiegend aus Staaten, die mit Israel tief verfeindet sind. Dort stehen die Protokolle der Weisen von Zion neben anderen antisemitischen Machwerken in den Buchhandlungen. In Atlanten fehlt Israel auf der Landkarte. Antisemitische Fernsehserien sind in diesen Ländern normal. Wer mit einem solchen Feindbild groß geworden ist, legt es nicht einfach beim Grenzübertritt ab.

Deshalb gibt es in den jüdischen Gemeinden Sorgen. Denn schon jetzt existiert ein recht ausgeprägter Antisemitismus unter jungen Muslimen in Deutschland. Das haben wir 2014 bei den antisraelischen Demonstrationen deutlich und in erschreckendem Ausmaß gespürt. Wird sich dieser Antisemitismus jetzt noch verstärken? Werden wir bei einer Demo in drei Jahren nicht 2.000, sondern 20.000 Menschen auf der Straße haben, die brüllen: „Jude, Jude, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein!“? Wenn wir das nicht möchten, liegt viel Arbeit vor uns.

Es bedeutet, dass wir die Flüchtlinge nicht nur generell mit unseren Grundrechten wie etwa der Religionsfreiheit vertraut machen müssen. Grundrechte, die sie aus ihren Herkunftsländern nicht kennen. Wir müssen sie auch emotional erreichen. Sie müssen verinnerlichen, dass die Menschenwürde universell gilt, auch für Juden. Sie müssen einsehen, dass ihnen Schauer märchen erzählt wurden. Sie müssen sich eingestehen, in Teilen mit einem falschen Weltbild durchs Leben gegangen zu sein. Das ist sehr schwer. Das wäre für jeden Menschen schwer. Für Menschen, die gerade ihre Heimat, vielleicht Familienangehörige und ihren Besitz verloren haben, die traumatisiert sind und sich in einer neuen Kultur zurechtfinden müssen, ist es noch schwerer.

Deshalb erfordert es sehr viel Know-how, sehr viel Einfühlungsvermögen und vor allem sehr viel Zeit, bis wir diese emotionale Integration erreichen können. Wenn wir sie überhaupt erreichen können. Und wie ich bereits erwähnte: Nach unserer Erfahrung dauert dies eine Generation.

Bundespräsident Joachim Gauck hat in seiner Rede zum Holocaust-Gedenktag 2015 vor dem Deutschen Bundestag sehr treffend beschrieben, was wir den neu hinzugekommenen Bürgern vermitteln müssen. Er sagte, ich darf zitieren: „Das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus (ist) zu einem festen Bestandteil unseres Selbstverständnisses geworden. Und mag der Holocaust auch nicht mehr für alle Bürger zu den Kernelementen deutscher Identität zählen, so gilt doch weiterhin: Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz. Die Erinnerung an den Holocaust bleibt eine Sache aller Bürger, die in Deutschland leben. Er gehört zur Geschichte dieses Landes (...) Der Holocaust als Menschheitsverbrechen – diesen Weg der Annäherung haben auch Eingewanderte, selbst wenn sie sich nicht oder noch nicht als Deutsche fühlen. Dieser Weg ist nicht immer leicht, auch nicht selbstverständlich. Manche Einwanderer erlitten in ihren Herkunftsländern selbst Verfolgung. Manche kommen aus Ländern, in denen Antisemitismus und Hass auf Israel verbreitet sind. Wo derartige Haltungen bei Einwanderern nachwirken und die Wahrnehmung aktueller Ereignisse bestimmen, haben wir ihnen beharrlich die historische Wahrheit zu vermitteln und sie auf die Werte dieser Gesellschaft zu verpflichten.“

Vielleicht sind auch unter Ihnen einige, die sich in der Flüchtlingshilfe engagiert haben oder weiterhin engagiert sind. Gerade in den beiden christlichen Kirchen gibt es viel Elan für die Flüchtlingshilfe und eine wahrhaft christliche Willkommenskultur. Verstehen Sie mich deshalb bitte nicht falsch: Ich möchte Ihnen mit meinen kritischen Anmerkungen zu den Flüchtlingen weder Ihren Elan nehmen, noch sehe ich Ihr Engagement skeptisch. Ganz im Gegenteil. Ich bin den Kirchen sehr dankbar für ihren Einsatz. Das ganze Land sollte dankbar sein, denn viele Flüchtlingsunterkünfte funktionieren überhaupt nur, weil kirchliche Sozial- und Wohlfahrtsverbände die Träger sind und die ehrenamtliche Hilfe organisiert haben. Die Deutsche Bischofskonferenz hat Anfang dieses Jahres sehr durchdachte und kluge Leitsätze für das kirchliche Engagement für Flüchtlinge verabschiedet. Darin werden die Sorgen der jüdischen Gemeinschaft aufgegriffen, und es wird ein Lösungsansatz aufgezeigt. Ich darf zitieren:

„Auch unter den Muslimen und Juden unseres Landes wecken die aktuellen Fluchtbewegungen ein großes Maß an Solidarität und Hilfsbereitschaft. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, den Weg des interreligiösen und interkulturellen Dialogs mit Nachdruck fortzusetzen und gemeinsame Projekte zur Unterstützung von Flüchtlingen zu initiieren. Eine derartige Zusammenarbeit kann unter anderem auch für den gegenseitigen Respekt zwischen christlichen und muslimischen Flüchtlingen und die Überwindung antisemitischer Ressentiments, vor denen die jüdischen Gemeinden zurecht warnen, förderlich sein.“

Diese Einschätzung teile ich: Direkte Begegnung zwischen den Religionen kann sehr viel bewirken und dazu beitragen, Vorurteile abzubauen. Mit Ihrem ehrenamtlichen Engagement für die Flüchtlinge haben Sie für die Integration und Wertevermittlung einen ganz wichtigen ersten Schritt geleistet. In der Tat sind auch jüdische Gemeinden und Organisationen in der Flüchtlingshilfe



Foto: Zentralrat der Juden/Jörn Neumann

Abb. 2: Marmor und Blumen sind heute auch auf jüdischen Friedhöfen zu sehen. Diese Tradition brachten Gläubige aus ihrer russischen Heimat mit nach Deutschland.

aktiv. Wenn wir uns also noch einmal überlegen wollen, wie man jüdisches Leben in Deutschland bebildern könnte, können wir auch ein Foto vom Mitzvah Day im vergangenen November auswählen (**Abb. 5**).

Der Mitzvah Day ist ein vom Zentralrat der Juden initiiertes Tag des Ehrenamts, mit zahlreichen Projekten in den jüdischen Gemeinden, zum Teil übrigens mit christlichen Partnern. Im vergangenen Jahr stand dieser Tag ganz im Zeichen der Flüchtlingshilfe.

Und so haben auch Mitarbeiter des Zentralrats einen ganzen Tag lang für Flüchtlinge in einer Berliner Turnhalle Programm gemacht. Ich habe ein wenig geholfen, Luftballons aufzublasen und habe Hummus verteilt. Diese Kichererbsen-Speise wird ja in Israel genauso gern gegessen wie in Syrien. Denn es gibt ja nicht nur Trennendes. Es gibt ja auch Dinge, die uns verbinden.

Und die Erfahrung von Flucht, von Exil, von geschlossenen Grenzen oder schlicht von einem Neuanfang in einem fremden Land – diese Erfahrungen sind in jeder jüdischen Familie präsent. Noch stärker als unser Unbehagen über womöglich importierten Antisemitismus ist daher unser Verständnis für die Not dieser Menschen. Es sind einfach zwei Herzen, die da in unserer Brust schlagen.

Als Zentralrat der Juden in Deutschland sind wir auf vielen Ebenen politisch aktiv, um sowohl für die Notwen-

digkeit der Wertevermittlung als auch für eine tolerante Gesellschaft zu werben. Hier in Bayern haben wir seit 2005 das Bündnis für Toleranz. Auf Bundesebene haben wir Anfang dieses Jahres mit ganz ähnlichen Trägern die „Allianz für Weltoffenheit, Solidarität, Demokratie und Rechtsstaat – gegen Intoleranz, Menschenfeindlichkeit und Gewalt“ mitgegründet. Aus Berliner Sicht stellte sich das für einige Akteure als Weltneuheit dar. Ich war dann doch so frei, darauf hinzuweisen, dass wir in Bayern bereits ein solches Bündnis haben, das sehr gute Arbeit leistet und von dem wir durchaus lernen können. Solche zivilgesellschaftlichen Bündnisse sind heute wichtiger denn je!

Wir brauchen Bürger, die sich aktiv für eine respektvolle und solidarische Gesellschaft einsetzen. Deshalb unterstützt der Zentralrat solche Bündnisse auf Bundesebene. Deshalb haben wir erst vor wenigen Wochen den Verein „Gesicht Zeigen!“ mit dem Paul-Spiegel-Preis für Zivilcourage ausgezeichnet (**Abb. 6**). Denn der Verein „Gesicht Zeigen!“, der vom früheren Zentralratspräsidenten Paul Spiegel mitbegründet wurde, macht seit Jahren großartige Projekte gegen Rechtsextremismus, vor allem mit jungen Leuten.

Ich habe eben gesagt, die Arbeit solcher Toleranz-Bündnisse sei heute wichtiger denn je. Gerade erst hat eine neue Studie die fortschreitende Polarisierung unserer Gesellschaft aufgezeigt.

Vor allem gegen Muslime, Ausländer und Sinti und Roma wird Abneigung geschürt. Wir könnten übrigens Juden hinzufügen. Antisemitismus und vor allem Antizionismus wurden für die Studie nicht gesondert untersucht, die Autoren haben aber selbst eingeräumt, dass weiterhin von 20 bis 30 Prozent Anti-semiten auszugehen sei.

Der Zentralrat der Juden in Deutschland hat sich von jeher auch für andere Minderheiten und für Toleranz eingesetzt. Neben der „Allianz für Weltoffenheit“ sind wir daher in diesem Jahr auch dem „Bündnis für Solidarität mit den Sinti und Roma Europas“ beigetreten. Denn die Atmosphäre in unserer Gesellschaft vergiftet sich zunehmend. Das ist eine Entwicklung, die uns alle beunruhigt, die in der jüdischen Gemeinschaft aber auch dazu beiträgt, sich Gedanken darüber zu machen, welche Zukunft wir in diesem Land haben.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen geht wie mir: Eigentlich ärgert es mich, wieviel Aufmerksamkeit die AfD bekommt. Beim Katholikentag mussten wir erleben, dass fast häufiger über die Frage diskutiert wurde, ob der Ausschluss der AfD richtig war, als über die anstehenden Themen selbst, um es etwas zuspitzt zu formulieren.

Doch wir kommen um das Thema nicht herum. Angesichts der Zustimmung, die die AfD erhält, angesichts solcher Bewegungen wie Pegida müssen wir von einem Rechtsruck der Gesellschaft

sprechen. Die neuen rechtspopulistischen Bewegungen und Parteien haben einen erheblichen Anteil an der erwähnten Polarisierung. Sie schaden massiv der politischen Kultur in diesem Land. Intolerante Ansichten über Muslime und über Ausländer sowie Antisemitismus, gekleidet in eine Kritik an Israel, finden sich inzwischen bis in die Mitte der Gesellschaft.

Dagegen müssen wir angehen – in Toleranz-Bündnissen und Vereinen, aber auch jeder Einzelne von uns in seinem Alltag. Denn worum geht es? Das hat Paul Spiegel im Jahr 2000 unter dem Eindruck zahlreicher ausländerfeindlicher Gewalttaten und unter dem Eindruck des Anschlags auf die Synagoge in Düsseldorf so formuliert: „Wir dürfen bei der Bekämpfung von Rechtsradikalismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit nicht innehalten. Denn es geht nicht allein um uns Juden, um Türken, um Schwarze, um Obdachlose, um Schwule. Es geht um dieses Land, es geht um die Zukunft jedes einzelnen Menschen in diesem Land.“ Diese Sätze haben an Aktualität nichts verloren! Sie könnten auch in diesem Jahr gefallen sein!

Es geht nicht allein um Juden und Muslime oder um Flüchtlinge – es geht um unser Land. Es geht um die Frage, wie wir die Errungenschaften unserer westlichen Demokratie und Wertegemeinschaft schützen und im 21. Jahrhundert erhalten.



Foto: Zentralrat der Juden/Gregor Zielke

Abb. 3: Die Jewrovision ist der größte Gesangs- und Tanzwettbewerb für jüdische Jugendliche in Europa.



Foto: Zentralrat der Juden/Jörn Neumann

Abb. 4: Ein deutscher Rabbiner in einer Synagoge. Seit 2006 werden in Deutschland wieder Rabbiner ausgebildet.

Im vergangenen Jahr gab es mehr als 1.000 Überfälle auf Flüchtlingsunterkünfte. Das war eine Verfünffachung gegenüber dem Jahr zuvor. Nur ein Bruchteil der rechtsextremen und ausländerfeindlichen Taten wird aufgeklärt. Wir sind zudem mit einer immer größeren Gewaltbereitschaft unter den Rechtsradikalen und einer besseren Vernetzung konfrontiert. Noch immer läuft der Prozess gegen Beate Zschäpe. Noch immer befassen sich Untersuchungsausschüsse mit dem NSU, um die kriminellen Strukturen dieser rechten Terrorgruppe aufzudecken. Und erst vor kurzem sind im sächsischen Freital offenbar Rechtsterroristen festgenommen worden.

Und wir sind heute mit technischen Möglichkeiten konfrontiert, die es sehr leicht machen, Menschen aufzuhetzen oder in kürzester Zeit zu Protest-Aufmärschen zusammenzurufen. Die Hacker-Angriffe auf Universitäten, bei denen plötzlich antisemitische Pamphlete aus den Druckern kamen, haben uns gezeigt, wie perfide heutzutage die Methoden der Rechtsextremen sind. In diesem Mosaik stellt im Übrigen die NPD einen Stein von nicht zu unterschätzender Größe dar. Die Partei lenkt häufig ausländerfeindliche Aufmärsche und Proteste. Ihre Staatsgelder fließen in Neo-Nazi-Kanäle. Der Zentralrat der Juden hofft daher sehr, dass sich das Bundesverfassungsgericht für ein Verbot dieser rechtsextremistischen Partei aussprechen wird.

Viele dieser Entwicklungen konnte Paul Spiegel noch gar nicht erahnen.

Aber er wusste: Wenn wir den Kampf gegen Hass und Gewalt nicht aufnehmen, haben wir schon verloren. Ich bin sehr froh, dass wir hier einen großen Konsens mit den Kirchen haben. Erst vor wenigen Wochen haben wir ein weiteres Bündnis ins Leben gerufen, ein interreligiöses Projekt, das genau diesen intoleranten Tendenzen entgegenwirken soll. Unter dem Titel „Weißt du, wer ich bin?“ unterstützen die beiden Kirchen, der Zentralrat der Juden und vier muslimische Verbände lokale interreligiöse Flüchtlingsinitiativen. Diese Initiativen können vom Bundesinnenministerium mit bis zu 15.000 Euro gefördert werden.

Genau solche Projekte brauchen wir in hohem Maße in Deutschland. Denn je besser wir einander kennen, desto weniger halten sich Vorurteile. Und je größer unser Wissen über andere Religionen ist, desto schwerer haben es Rechtspopulisten, Ressentiments zu schüren. Machen wir uns nichts vor: Die AfD hat zwar vor allem den Islam im Visier. Doch ich gehe fest davon aus, dass sich ihre Ablehnung auch gegen eine andere Minderheit richten kann, wenn es der Partei opportun erscheint. In ihrem neuen Grundsatzprogramm hat die AfD ein Verbot des Schächstens beschlossen. Damit trifft sie uns Juden ebenso wie die Muslime.

Wir alle sind aber auch aufgefordert, im Alltag gegen Diskriminierung einzuschreiten. Jeder von uns kann sich selbstkritisch fragen: Mache ich den Mund auf, wenn auf einer Familienfeier Schwulen- oder Judenwitze erzählt werden? Schreite ich ein oder informiere die Polizei, wenn ein Schwarzer bedroht wird? Was denke ich als erstes, wenn ich eine Gruppe von Sinti und Roma sehe?

Alle Wege führen nach Rom, und viele Wege führen zu einer toleranten Gesellschaft. Ein in meinen Augen sehr wichtiger Weg ist die Bildung. Dabei liegen mir aus meiner Sicht als Zentralrats-Präsident zwei Themen besonders am Herzen: Es muss unser Ziel sein, die religiöse beziehungsweise interreligiöse Bildung in Deutschland zu erhöhen. Halten wir uns einfach beispielhaft vor Augen, dass in einem durch und durch christlich geprägten Land wie Deutschland in Umfragen nur noch die Hälfte der Menschen sagen kann, was die Bedeutung von Karfreitag ist.

Und um auf unseren Gedanken der richtigen Bebilderung zurückzukommen. Welche Bilder finden sich denn in Schulbüchern, wenn das Kapitel Judentum an der Reihe ist? Auch dort sind es wie in den Medien sehr häufig Fotos von ultraorthodoxen Juden an der Klagemauer in Jerusalem. Selbstverständlich gibt es diese Juden. In Deutschland trifft man sie allerdings nicht. Und diese Fotos verfestigen letztlich ein Klischee. Warum sind nicht einfach jüdische Kinder und Jugendliche zu sehen, wie auf diesem Bild? Der Zentralrat der Juden erarbeitet gerade mit der Kultusministerkonferenz eine Erklärung, um die Vermittlung der jüdischen Geschichte, Kultur und Religion in der ganzen Vielfalt in den Schulen zu verbessern. Darin werden wir auch die Begegnung mit Juden empfehlen.

Denn, wie ich eingangs schon feststellte, das Wissen über das moderne jüdische Leben in Deutschland ist gering. Darüber hinaus liegt mir am Herzen, was ich schon seit längerem öffentlich fordere: Gedenkstättenbesuche von Schülern. An den authentischen Orten können junge Menschen auch heute noch die Dimension der NS-Verbrechen viel besser erfassen als aus dem Schulbuch. Empathie mit den Opfern und Verantwortungsbewusstsein entstehen nicht anhand nackter Zahlen. Eine individuelle Auseinandersetzung mit der



Nach seinem Vortrag stand Josef Schuster noch für ein Podiumsgespräch zur Verfügung, moderiert von Akademiendirektor Dr. Florian Schuller.

Nazizeit gelingt besser an den Orten, an denen die Verbrechen geschahen.

Der Historiker Wolfgang Benz hat vor kurzem in der „Süddeutschen Zeitung“ festgestellt: „Der verordnete Besuch einer Gedenkstätte heilt nicht soziale Schäden, immunisiert junge Menschen nicht gegen rechtsextremistische Ideologie, ist nicht das Patentrezept gegen Ausländerhass

und Rassenwahn.“ Jetzt werden Sie überrascht sein, aber da stimme ich Wolfgang Benz sogar zu. Ein Gedenkstättenbesuch kann nur ein Baustein sein und muss natürlich vor- und nachbereitet werden. Allerdings räumt auch Wolfgang Benz ein: „Der Lernort KZ kann jedoch einen Beitrag zur Integration neuer Bürger im Einwanderungsland leisten.“

Ich bin daher sehr froh, dass die bayerische Landesregierung einen Modellversuch mit Mittelschulen für verpflichtende Gedenkstättenbesuche gestartet hat. Dabei hat sich gezeigt, dass eine beachtliche Anzahl von Mittelschulen bereits regelmäßig mit ihren Schülern nach Dachau oder Flossenbürg fährt. Und dass die Schüler eine große Offenheit



Foto: Zentralrat der Juden/Gregor Zielke

Abb. 5: Der Mitzvah Day ist der Tag des Ehrenamtes. Zahlreiche Projekte jüdischer Gemeinden werden vorgestellt.



Foto: Zentralrat der Juden/Jörn Neumann

Abb. 6: Beim Paul-Spiegel-Preis werden Menschen oder Gruppen ausgezeichnet, die Projekte gegen Rechtsextremismus durchführen.

und großes Interesse mitbringen! Ich hoffe, dass schlussendlich auch für die Mittelschulen ein verpflichtender KZ-Gedenkstättenbesuch das Ergebnis des Modellversuchs sein wird.

Zugleich müssen unsere Gedenkstätten natürlich auch ausreichend finanziell ausgestattet werden. Der Obersalzberg ist gewiss auch ein wichtiger historischer Ort. Auch dort lässt sich viel über den Charakter des Nationalsozialismus erklären. Aber in Dachau und Flossenbürg ist die Perspektive eine andere – und mit Verlaub: Sie liegt mir mehr am Herzen! Und das sage ich nicht nur, weil mein Vater in Dachau inhaftiert war, sondern im Namen der Überlebenden der Konzentrationslager. Die vom bayerischen SPD-Abgeordneten Martin Güll geübte, heftige Kritik an der Konzeption der Ausstellung in der Gedenkstätte Dachau teile ich übrigens ausdrücklich nicht! Was in Dachau an pädagogischer Arbeit geleistet wird, ist vorbildlich. Und das hat auch mit der Ausstellung zu tun. Das bedeutet ja nicht, dass am Konzept nie etwas geändert werden sollte. Aber eine Totalrevision zu fordern ist übertrieben.

Jenseits der Gedenkstätten sind wir gefordert, eine Gedenkkultur zu entwickeln, die auch 70 Jahre nach Kriegsende noch die Menschen erreicht, und die zu einer Einwanderungsgesellschaft passt. Das ist eine große Herausforderung, was wir auch daran merken, wie lange schon das Thema in den Feuilletons immer wieder auftaucht.

Ich bin gar nicht pessimistisch, dass sich die Erinnerung an die Shoa nicht auch in einer Migrationsgesellschaft vermitteln lässt. Unter den Migranten sind viele Menschen, die selbst Diskriminierung und Rassismus erlebt haben oder immer noch erleben. Es sind Menschen darunter, deren Familien aus ihrer Heimat fliehen mussten, Menschen, die in Diktaturen, in Flüchtlingslagern oder Armut gelebt haben. Warum sollten diese Menschen weniger in der Lage sein, Empathie für die Opfer der Shoa aufzubringen? Oder warum sollten sie weniger interessiert sein an der Frage, wie es dazu kommen konnte?

Wir brauchen für diese Vermittlung gut ausgebildete Lehrer. Zumindest in Bayern, wo ich es am besten mitbekomme, haben wir die auch. Wir dürfen die Lehrer mit dieser Aufgabe aber nicht alleine lassen. Gedenkstätten können eine wertvolle Hilfestellung bieten.

Eine moderne Form der Erinnerung sind für mich auch die Stolpersteine des Künstlers Gunter Demnig. Mir ist klar, dass dieses Thema in München ein heißes Eisen ist. Vielleicht kann der ein oder andere unter Ihnen das Thema auch nicht mehr hören. Ich möchte dennoch ein paar Gedanken zum Thema Stolpersteine formulieren. Der Münchner Stadtrat hat sich für eine andere Form des Gedenkens entschieden. Das kann ich gut akzeptieren. Die Stolpersteine haben keinen Alleinvertretungsanspruch. Und ich bin sehr gespannt, wie schließlich das neue Konzept in



Heidrun Piwernetz, die Regierungspräsidentin von Oberfranken, war unter den rund 130 Gästen des Abends.

München aussehen wird. Der Stadt wünsche ich vor allem, dass sie bei dem Thema bald zur Ruhe kommt und im Konsens eine würdige Form des Gedenkens findet.

Ich möchte Ihnen aber auch erläutern, warum ich die Stolpersteine befürworte. Die Stolpersteine überraschen uns mitten im Alltag. Ich nehme mir manchmal die Zeit, in Würzburg am Kaufhof die Passanten zu beobachten. Nicht wenige bleiben abrupt stehen, wenn sie die kleinen Messingsteine entdecken, die dort zur Erinnerung an die früheren jüdischen Kaufhausbesitzer Ruskewitz liegen. So werden die Bürger mit der Geschichte konfrontiert, ohne dafür aktiv einen Erinnerungsort oder ein Museum aufsuchen zu müssen.

Zugleich wird für jedermann sichtbar: Die Juden, die im Nationalsozialismus entrechtet, verfolgt und ermordet wurden, lebten ganz normal mitten in der Stadt. Sie verschwanden, und die wenigsten haben sich dafür interessiert, wohin. Die Stolpersteine regen zum Nachdenken und Nachfragen an. Sie werfen sehr direkt die Frage auf, wie die Verfolgung so vieler unschuldiger Menschen möglich war, obwohl sie nicht im Geheimen geschah. Warum griff niemand ein? Und wie würde ich heute reagieren? Das sind Fragen, die gerade junge Menschen stellen – über die sie buchstäblich stolpern.

Zum Kunstprojekt Stolpersteine gehört auch die Recherche, die der Verlegung eines Steins vorausgeht. Gunter Demnig macht es den Menschen zum Glück nicht bequem und erledigt das für sie. Wer einen Stolperstein verlegen lassen möchte, muss selbst nachforschen: Wer wohnte in meinem Haus? Wohin wurden die Menschen verschleppt? Wie wurden sie ermordet? Gibt es noch Angehörige? Durch diese Recherchen findet eine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit statt, wie sie intensiver kaum vorstellbar ist. Ich habe Verständnis dafür, dass nicht jeder sich mit den Stolpersteinen anfreunden kann. Für mich überwiegen die positiven Seiten aber die Bedenken.

Und wenn wir gerade beim Thema Gedenken sind: Ich plädiere ich auch dafür, feste Gedenktage beizubehalten. Kritiker sprechen von starren Ritualen, die heute niemanden mehr erreichen. Diese Einschätzung teile ich nicht. Feststehende Gedenktage disziplinieren uns, in der sich scheinbar immer schneller drehenden Welt innezuhalten und den Blick zurückzuwerfen. Auch das ist wichtig und sinnvoll.

Das schwierige historische Erbe anzunehmen, das ist inzwischen auch in der katholischen und evangelischen Kirche Konsens. Beide Institutionen haben sich intensiv mit ihrer Rolle im Nationalsozialismus beschäftigt. Im vergangenen Jahr konnten wir auf 50 Jahre „Nostra Aetate“ zurückblicken. Ich habe bei einer Veranstaltung zu diesem Jubiläum im „Haus am Dom“ in Frankfurt (Abb. 7) die Konzilerklärung als „Meilenstein“ im christlich-jüdischen Verhältnis bezeichnet. In dieser Einschätzung fühlte ich mich bestätigt, als der Vatikan im Dezember vergangenen Jahres eine Erklärung zu „Nostra Aetate“ veröffentlichte und darin erneut die Abkehr von der Judenmission bekräftigte. Ebenso wurde betont, dass aus sich einst skeptisch gegenüberstehenden Gemeinschaften „verlässliche Partner und sogar gute Freunde geworden“ seien. Das ist zutreffend, und für diese Entwicklung dürfen wir dankbar sein.

In meiner Rede zu „Nostra Aetate“ im vergangenen Jahr war ich jedoch so frei, auch kritische Punkte anzusprechen. Denn gänzlich unbelastet ist unser Verhältnis zur katholischen Kirche noch nicht. Da wäre zum einen die Karfreitagsfürbitte für den lateinischen Ri-



Foto: Zentralrat der Juden/Rafael Herlich

Abb. 7: Josef Schuster bei seiner Rede zu „Nostra Aetate“ im Frankfurter „Haus am Dom“. Dort sprach der Präsident des Zentralrats der Juden

auch kritische Punkte an, ohne dass dadurch die positive Gesamtwürdigung dieser Konzilerklärung geschmälert wurde.

tus zu nennen. Nach wie vor warten wir auf die Revision der Wiedereinführung der alten Formulierungen. Daneben beobachten wir etwas angespannt die Annäherungsversuche an die Pius-Bruderschaft. Ich hoffe sehr, dass Papst Franziskus die volle Anerkennung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Maßstab macht für eine Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche. Die erneute Exkommunikation von Richard Williamson wäre zudem die angemessene Antwort auf seine Holocaust-Leugnung. In dieser Frage gibt es keine Kompromisse!

Im kommenden Jahr feiert die evangelische Kirche das große Reformationsjubiläum. Nicht nur, aber auch aus diesem Anlass sind wir mit der EKD ebenfalls in intensiven Gesprächen. Denn eine eindeutige Abkehr von jeder Art der Judenmission ist eben noch nicht in allen evangelischen Gruppierungen zu finden. Hier erwarten wir ein klares Signal der EKD, die sich im Übrigen sehr vorbildlich mit den judenfeindlichen Schriften von Martin Luther auseinandergesetzt hat und dieses Thema beim Reformationsjubiläum auch nicht aussparen will.

Doch da ich hier ja in der Katholischen Akademie in Bayern spreche, möchte ich noch auf ein weiteres Jubiläum im nächsten Jahr aufmerksam machen. Sehen Sie es mir, dem Würzburger, nach. Im kommenden Jahr begeht Würzburg den 400. Todestag von Julius Echter. Eine kritische Auseinandersetzung mit der sehr ambivalenten Persönlichkeit des einstigen Fürstbischofes hat bereits begonnen. Julius Echter war Universitäts- und Spitalstifter, aber auch ein strenger Verfechter der Hexen- und der Judenverfolgung. Sein Spital errichtete er auf dem jüdischen Friedhof. Bei allem Stolz auf das Juliusspital und natürlich das dazugehörige Weingut dürfen diese Seiten nicht ausgeblendet werden. Das gilt auch für die geplante Diözesan-Ausstellung.

Dass heutzutage ein Vertreter der jüdischen Gemeinschaft eingeladen wird, zu 50 Jahre „Nostra Aetate“ oder in einer katholischen Akademie zu sprechen, und dass auch niemand erwartet, dann nur Lobeshymnen zu hören, das steht für mich symbolisch für das gute Verhältnis zwischen Judentum und katholischer Kirche.

Wir sprechen nicht übereinander, sondern miteinander. Und es gibt immer häufiger Situationen, in denen wir uns in einem Boot fühlen. Etwa wenn es um Fragen geht, die eine zunehmend

religionslose Gesellschaft oder den Werteverfall betreffen. Und als 2012 plötzlich durch das Urteil des Kölner Landgerichts die Beschneidung in Frage stand, stand die katholische Kirche, ebenso wie übrigens die evangelische Kirche, solidarisch an unserer Seite.

Papst Johannes Paul II. hat das Judentum einmal als den älteren Bruder des Christentums bezeichnet. Das ist nicht nur theologisch sehr treffend. Es beschreibt auch gut unser heutiges Verhältnis: Natürlich kann es in einzelnen Fragen mal, wenn ich es so salopp aus-



Der Vortrag des Zentralratspräsidenten wurde live gestreamt und ist in der Mediathek der Akademie unter

„mediathek.kath-akademie-bayern.de/video/juedisches-leben-in-deutschland-stream“ als podcast zu sehen.



Foto: Zentralrat der Juden/Marco Limberg

Abb. 8: Außenminister Frank-Walter Steinmeier, Israels Botschafter Yakov Hadas-Handelsman und Josef Schuster (v.l.n.r.).

drücken darf, Zoff geben. Dann rumpelt es mal. Dann kriegen sich die beiden Brüder auch schon mal in die Haare. Aber, und das ist der entscheidende Unterschied zu den Jahrhunderten zuvor: Sie ringen in gegenseitigem Respekt und nicht wie Kain und Abel. Sie haben das Ziel, sich gegenseitig am Leben zu lassen.

Ziemlich häufig werde ich inzwischen gefragt, ob der jüdisch-christliche Dialog noch zeitgemäß sei, oder ob er nicht zu einem Trialog mit dem Islam erweitert werden müsste. Es ist sicherlich eine gute Absicht, die hinter dieser Frage steckt. Ich sage aber klipp und klar: Am jüdisch-christlichen Dialog sollten wir unbedingt festhalten. Die Judenfeindschaft, die die Kirchen über Jahrhunderte gepflegt haben, lässt sich nicht innerhalb weniger Jahrzehnte beiseite wischen. Noch gibt es offene Fragen und auch nicht verheilte Wunden. Es ist so wichtig, dass wir das Fundament, auf dem wir stehen, noch weiter festigen. Und glauben Sie mir, Rabbiner und christliche Theologen sind viel zu diskussionsfreudig, um nicht noch für Jahrzehnte ausreichend Stoff für den Dialog zu haben!

Der Dialog sollte bleiben, aber kann natürlich um einen Trialog ergänzt werden. Das geschieht ja auch schon. Die beiden Kirchen und wir Juden sind im Austausch mit muslimischen Verbänden. Die Tatsache, dass es nicht einen großen muslimischen Verband gibt, der die deutliche Mehrheit der Muslime in Deutschland vertritt, macht das Gespräch etwas schwieriger, aber verhindert es nicht. Und je mehr islamisch-theologische Lehrstühle wir in Deutschland haben und je mehr es muslimischen Religionsunterricht an staatlichen Schulen gibt, desto häufiger ergeben sich ohnehin Begegnungen. Desto notwendiger wird allerdings auch der Austausch.

Es klingt vielleicht merkwürdig, aber zum jüdischen Leben in Deutschland

gehört auch Israel. Und wenn ich mir die Bedeutung anschauere, die Israel für uns Juden hat, hätte ich eigentlich schon viel früher darauf zu sprechen kommen müssen. Wollen wir das jüdische Leben in Deutschland also beibehalten, können wir auch ein Foto des israelischen Botschafters Yakov Hadas-Handelsman mit mir und Außenminister Frank-Walter Steinmeier zeigen (**Abb. 8**).

Israel hat in Deutschland insgesamt einen besonderen Stellenwert. Das gilt natürlich vor allem für die Politik. Doch auch wenn wir uns die Debatten in unserem Land anschauen, lässt sich feststellen: Es gibt wohl kaum ein anderes Land dieser Größe – Israel ist etwa so groß wie Hessen –, das so viel Aufmerksamkeit und so viel Kritik erntet wie Israel. So erhält auch der Zentralrat sehr häufig Medienanfragen zu Israel, und gelegentlich müssen wir darauf hinweisen, dass wir nicht die Konsular-Abteilung der israelischen Botschaft sind.

Israel zu kritisieren, ist in weiten Teilen der Bevölkerung fast so etwas wie ein Gesellschaftssport geworden. Daher will ich hier ganz deutlich unterstreichen: Für alle Juden weltweit ist Israel der sichere Hafen. Israel ist unsere Rückversicherung. Daher werden wir dem jüdischen Staat niemals neutral gegenüberstehen. Die Existenz Israels ist für uns nicht eine Frage der Staatsräson, sondern der Lebensräson. Hätte es 1933 bis 1945 den jüdischen Staat gegeben, wäre es nicht zu dem gekommen, zu dem es gekommen ist.

Diese Bedeutung Israels für uns Juden wird außerhalb der jüdischen Community häufig nicht in vollem Ausmaß wahrgenommen. Und leider schwindet der Rückhalt, den Israel in Deutschland hat. Anlässlich des Jubiläums „50 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Israel und Deutschland“, das im vergangenen Jahr gefeiert wurde, hatte die Bertelsmann Stiftung eine Umfrage gemacht. Dabei kam heraus: 48 Prozent der Deutschen haben eine ablehnende

Haltung zu Israel. Jeder zweite Deutsche lehnt eine politische Unterstützung Israels im Nahostkonflikt ab. 62 Prozent gaben an, eine schlechte Meinung über die israelische Regierung zu haben. Und nur 40 Prozent waren der Meinung, dass Deutschland eine besondere Verantwortung gegenüber dem jüdischen Volk trägt.

Es war vor 50 Jahren alles andere als selbstverständlich, dass Israel bereit war, die Hand zur Versöhnung auszustrecken und mit der Bundesrepublik diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Solche Umfragewerte stimmen mich daher sehr nachdenklich. Es geht ja nicht darum, dass man Israel nicht kritisieren dürfte. Jeder ist frei darin, die Politik der israelischen Regierung zu bewerten. Wir erwarten allerdings, dass an Israel die gleichen Maßstäbe und keine strengen angelegt werden als an andere Staaten. Wieso konnte sich der Begriff „Israel-Kritik“ einbürgern? Es gibt aber nicht die Ausdrücke „Irak-Kritik“ oder „Nordkorea-Kritik“ – Staaten, bei denen solche Begriffe eindeutig mehr Berechtigung hätten. Wieso bilden sich Gruppen, die israelische Waren besonders etikettieren oder gar boykottieren wollen? Wieso werden keine Waren aus Diktaturen boykottiert? Leider hat dieser Umgang mit Israel oft nichts mehr mit einer sachlichen Kritik zu tun. Nein, es ist der alte Antisemitismus in neuem Gewand, dem wir begegnen. Doch wie sagte einst Golda Meir, die frühere Ministerpräsidentin Israels? „Pessimismus ist ein Luxus, den ein Jude sich nicht leisten kann.“

Es gibt ja auch noch eine andere Seite der Medaille. Viele Bürger in Deutschland engagieren sich für Israel. Und aus dem anfangs zarten Pflänzchen der diplomatischen Beziehungen ist eine wahre Erfolgsgeschichte geworden: Es gibt mehr als 100 Partnerschaften zwischen Deutschen und israelischen Städten. Seit Bestehen der Beziehungen haben insgesamt 700.000 israelische und deutsche

Jugendliche an Austauschprogrammen teilgenommen. 2015 besuchten rund 200.000 Deutsche Israel, davon 60 Prozent nicht zum ersten Mal.

Auch hier gilt: Wenn wir einander begegnen, wächst das gegenseitige Verständnis. Wer einmal in Israel war und einen Sirenenalarm miterlebt hat, wer die Sicherheitskontrollen an Einkaufszentren mitgemacht hat und wer plötzlich selbst ein unsicheres Gefühl an der Bushaltestelle verspürt, weil dort eine herrenlose Tasche steht, der wird sich künftig mit vorschnellen Urteilen über die israelische Politik vermutlich ein wenig zurückhalten.

Dieser Vortrag war überschrieben mit dem Titel: „Jüdisches Leben in Deutschland heute“. Ich hoffe, ich konnte Ihnen ein paar Eindrücke vermitteln. Ich habe Ihnen auch von unseren Sorgen berichtet und von Bedrohungen des jüdischen Lebens. Trotz allem überwiegt bei mir aber die Zuversicht. Und ich hoffe, das haben Sie gespürt.

Daher möchte ich schließen mit einem meiner persönlichen Leitsprüche. Er stammt von David Ben-Gurion, dem ersten Ministerpräsidenten von Israel: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“ □

Presse

KNA

29. Juni 2016 – Ein Internist schaut ins Innere des Körpers. Es geht ihm darum, mögliche Fehlfunktionen der Organe zu erkennen und zu heilen. Josef Schuster hat sich als Mediziner diesem Fachgebiet verschrieben. Am Dienstagabend stand er in München aber als Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland am Rednerpult der Katholischen Akademie in Bayern. Seit zwei Jahren hat der 62-Jährige das Amt inne. (...) Detailreich, pointiert und mit einem humorigen Unterton spricht er Klischees und unliebsame Wahrheiten an. Die Kenntnisse über das jüdische Leben hierzulande seien nun mal gering. Die meisten Bürger würden eher ein Bild aus Israel mit ultraorthodoxen Juden an der Klagemauer im Kopf haben, als ein modernes Judentum in Deutschland.

Barbara Just

dpa

29. Juni 2016 – Der Präsident des Zentralrates der Juden, Josef Schuster, hat vor einem neuen Antisemitismus durch die Zuwanderung von Flüchtlingen gewarnt. „Die Flüchtlinge, die in so großer Zahl seit dem vergangenen Jahr bei uns Zuflucht suchen, kommen ganz überwiegend aus Staaten, die mit Israel tief verfeindet sind“, sagte Schuster am Abend in München (...). Schon jetzt sieht Schuster nach eigenen Angaben seine Angst begründet: Unter jungen Muslimen in Deutschland gebe es einen recht ausgeprägten Antisemitismus, sagte er.

kry/dpa

Mittelbayerische Zeitung

01. Juli 2016 – Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, hat vor neuem Antisemitismus durch die Zuwanderung von Flüchtlingen gewarnt. (...) In den jüdischen Gemeinden in Deutschland sei das Sicherheitsgefühl schon größer gewesen, sagte Schuster weiter. Die Katholische Akademie Bayern hatte Schuster zum Thema „Jüdisches Leben in Deutschland heute“ nach München geladen.

Der „Accord-Arbeiter“

Zum 100. Todestag des Komponisten Max Reger

Musikkenner und Musikliebhaber waren am Abend des 26. April 2016 in die Katholische Akademie Bayern gekommen, um Musik von und fundierte Informationen über Max Reger zu genießen. Vor fast genau 100 Jahren (Todestag ist der 11. Mai 1916)

starb der 1873 in der Oberpfalz geborene Komponist, der in seinem leider nur kurzen Leben ebenso musikalisch Grenzen auslotete wie er Werke fast wie am Fließband produzierte. „Accord-Arbeiter“ lautete daher der Titel der Abendveranstaltung.

Max Regers Orgelmusik

Michael Hartmann

I. Biographisches

In dem kleinen Dorf Brand in der Oberpfalz wurde Max Reger am 19. März 1873 in ein katholisches, durchaus musikalisches Elternhaus geboren. Sein Vater Joseph, aus armen Verhältnissen stammend, musste seinen Berufswunsch Musiker zugunsten des Brotberufs Volksschullehrer aufgeben. Seine Mutter Philomena spielte Klavier und brachte später dem jungen Max auch erste Klavierkenntnisse bei. 1874 zieht die Familie nach Weiden, wo der Vater eine Stelle an der Präparandenschule antrat.

Unter dessen Schülern war auch Adalbert Lindner, den er in Deutsch, Geographie und Harmonielehre unterrichtete; und dieser wiederum wurde Max Regers erster regulärer Klavier- und Orgellehrer (1884–1889). Bei ihm lernte Reger das klassische deutsche Klavierrepertoire kennen und wurde zugleich durch die beliebten Klavier-Transkriptionen auch mit der Orchestermusik von Bach, Wagner und Brahms vertraut. Lindner blieb Reger lebenslang in Freundschaft verbunden und wurde ihm zu einem wichtigen Ratgeber und Weichensteller. 1885 konnte Joseph Reger, der selbst das absolute Gehör besaß und mehrere Instrumente spielte, ein an der Präparandenschule nicht mehr genutztes Harmonium unter Mithilfe von Max in eine Übungorgel umbauen. Früh schon spielte der junge Reger zur Messe an der Simultankirche in Weiden die Orgel, wobei er sich auch mit dem evangelischen Gesangbuch vertraut machte.

Mit hervorragenden Noten schließt Reger 1886 an der Königlichen Realschule Weiden ab. Auf Wunsch des Vaters wechselt er an die Präparandenschule – und sieht sich damit auf dem Weg zum Grundschullehrer. Eine Einladung seines Patenonkels ermöglichte ihm 1888 den Besuch der Bayreuther Festspiele, wo er den Parsifal (dirigiert



Prof. Dr. Dr. Michael Hartmann, Professor für Orgelspiel an der Münchner Musikhochschule und Musikdirektor am Bürgersaal

von Felix Mottl) sowie „Die Meistersinger“ (mit Hans Richter) erlebte. Diese Aufführungen erschütterten ihn nachhaltig und führten zu dem unwiderruflichen Entschluss, die Musikerlaufbahn einzuschlagen: „Als ich als fünfzehnjähriger Junge zum ersten Mal in Bayreuth den Parsifal gehört habe, habe ich vierzehn Tage lang geheult, und dann bin ich Musiker geworden“ (So Reger später zu dem Geiger Carl Wemling). Dies rief den entschiedenen Widerstand des Vaters hervor und muss wohl als Auftakt zu der andauernden Zerrüttung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn gelten.

Indes schreibt der Fünfzehnjährige sich seine Begeisterung in einer später

vernichteten Ouvertüre h-Moll von der Seele, die ohne Wissen des Vaters Adalbert Lindner an den damals aufstrebenden Musikwissenschaftler Hugo Riemann sendete; dieser erkannte das dahinterstehende Talent, warnte aber auch vor Wagner-Epigonentum, vor „Motiv-Sucht“, empfahl des Studium von Bach und Beethoven sowie zur Verbesserung der melodischen Gestaltung das Schreiben von Liedern und Kammermusik. Zugleich schickte er das Handbuch von der musikalischen Komposition von Adolph Bernhard Marx und sein eigenes Lehrbuch des einfachen, doppelten und imitierenden Kontrapunkts, deren Studium Reger eifrig betreibt.

1889 unterzieht er sich zwar noch erfolgreich der Aufnahmeprüfung am Schullehrer-Seminar in Amberg, doch als auch Josef Rheinberger die Kompositionen des Autodidakten positiv wertete, durfte Reger 1890 am Konservatorium Sondershausen das Studium des Kontrapunkts bei Hugo Riemann aufnehmen sowie die Fächer Orgel, Klavier und Violine belegen. Mit Riemann wechselt er noch im selben Jahr an das Konservatorium Wiesbaden, wo er bis 1893 Musiktheorie, Komposition und Klavier studiert und zugleich einen Lehrauftrag für Klavier und Orgel, später auch Theorie erhält. Nach Studienabschluss beziehungsweise dem Austritt aus der Kompositionsklasse Riemanns bleibt er bis 1898 in Wiesbaden als freischaffender Komponist, privater Klavierlehrer und Lehrbeauftragter des Konservatoriums.

II. Frühe Orgelwerke

In Wiesbaden komponiert er im August 1892 als Erstlingswerke für dieses Instrument seine „Drei Orgelstücke“ op. 7. Diese dem holländischen Orgelvirtuosen Samuel de Lange gewidmeten Werke sind zwar von Bach beeinflusst, jedoch zeigt sich ein starker Formwille gerade in der Fuge G-Dur, welche keineswegs regelgerecht abläuft, sondern eher an Liszt und César Franck erinnert, wobei die mehrfach eingeschobenen virtuosen, glitzernden Zwischenspiele dem Widmungsträger durchaus Spaß gemacht haben dürften. Überdies finden sich die chromatisch aufsteigende Sext und die Vier-Ton-Seufzerguppe als bestimmende Motivzellen (op. 7: Takte 42ff. In op. 135b: passim, besonders Takte 30ff.) sowie die springenden Achtel (op. 7: T. 56ff. In op. 135b: T. 13f.) sowohl im Werk des 19-Jährigen wie auch im letzten vollendeten Orgelwerk op. 135b (Richard Strauss gewidmet) und bilden somit einen motivischen Rahmen des Gesamtwerks für Orgel.

Das zweite Stück ist eine Fantasie über das gregorianische „Te Deum“, welches in seiner imitatorischen Faktur wiederum vorausweist auf das gleichnamige Werk aus op. 59.

Die abschließende Fuge in d-Moll beginnt im Stil eines Ricercar, bietet im Mittelteil ein zweites Thema, dessen Durchführung von rezitativischen Passagen unterbrochen wird und abschließend mit dem Hauptthema kombiniert wird.

1895 entsteht die Orgelsuite e-Moll op. 16. („Den Manen Joh. Seb. Bach's“). Dieses gewaltige Werk zeigt die überbordende Phantasie, die satztechnische Könnerschaft, den individuellen Ausdruckswillen sowie eine Fülle von Emotionen, die den späten Reger bereits vorwegnehmen. Die recht zerklüftete Fuga des ersten Satzes bietet nach Durchführungen des Themas in Originalgestalt sowie dessen Umkehrung ein zweites Thema, das auch mit dem ersten gekoppelt wird. Der dritte Satz bringt ein heiteres Intermezzo, welches auch später oft wiederkehrende Elemente

seiner Charaktersätze manifestiert: Echowirkungen durch häufige Manualwechsel, tänzerische Bewegtheit, starke Reduzierung der Chromatik. Eine riesenhafte Passacaglia beschließt das Werk.

Von größtem inhaltlichem Gewicht aber ist der zweite Satz „Adagio assai“; dieser erinnert in seiner melismatischen Melodieführung und Satzstruktur an Choralvorspiele von Bach. Im Mittelteil ändert sich die Atmosphäre grundlegend: Piano erklingt die Melodie „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“, die jedoch alsbald in massiven Akkordballungen und wilden Doppelpedalsprüngen bis zum Fortissimo gesteigert wird. Nach einer Generalpause setzt pianissimo zunächst einstimmig-rezitativisch, dann schlicht homophon der Choral „Wenn ich einmal soll scheiden“ ein; darauf folgt die Reprise des Eingangs: Der Hörer erfährt dabei eine Erschütterung, die einerseits eine wohlkalkulierte künstlerische Absicht sein dürfte, da Reger den von ihm hochverehrten Johannes Brahms, dem er auch die Druckausgabe der Suite zuschickte, rühmte hinsichtlich dessen Fähigkeit, „daß er neue, ungeahnte seelische Stimmungen auszulösen wußte aufgrund seiner eigenen seelischen Persönlichkeit“.

Andererseits entspringt die Erschütterung auch dem Wissen um den biographischen Hintergrund Regers, der sich finanziell ständig in großen Nöten fand. Psychisch setzte ihm sicher die auch gerade wegen seiner ungesicherten wirtschaftlichen Lage gescheiterte Verlobung mit einer Wiesbadener Beamtentochter zu, und letztlich treten zu dieser Zeit auch offen depressive Schübe zutage, welche Reger häufig im Alkohol zu ertränken suchte. Verschärft wurde diese Krisenzeit durch das 1896/97 abzuleistende Einjährig-Freiwilligen-Militärjahr. Dieses nutzten viele Künstler, um dem dreijährigen Militärdienst zu entgehen, was aber hohe Kosten verursachte, da der Rekrut die Kosten für Ausrüstung, Unterbringung und Verpflegung selbst zu bezahlen hatte.

Überhaupt scheint das Militär Reger stark zugesetzt zu haben, da er lange Zeit im Arrest und Lazarett zubrachte. Ärzte attestierten ihm „krankhafte Idiosyncrasie“, ja sogar „Geisteskrankheit“. Zu den wenigen Lichtblicken jener Tage zählt die Begegnung mit dem gleichaltrigen Organisten Karl Straube, der 1897 in der Berliner Dreifaltigkeitskirche die Orgelsuite op. 16 uraufführte und Reger lebenslang ein treuer Freund geblieben ist. Da die Eltern die finanzielle Unterstützung verweigerten – sie waren dazu schlicht nicht in der Lage –, der Vater ihn für größenwahnsinnig hielt, Drucklegungen neuer Werke ausblieben und Bewerbungen um Kapellmeisterstellen in Bonn und Heidelberg scheiterten, kehrte Reger, von blanker Existenzangst getrieben, im Juni 1898 mit Hilfe seiner Schwester Emma in das Elternhaus nach Weiden zurück. Dort setzte alsbald ein unfassbarer Schaffensschub ein, der ihn aus der Krise herausführte. In Wiesbaden begonnene Werke wurden beendet, so die Geistlichen Lieder op. 19, zahlreiche Klavierwerke, die Lieder op. 23. Neu angegangen wurden eine (verschollene) Orgelbearbeitung des „Wohltemperierten Klaviers“ sowie die Johann-Strauß-Paraphrase „An der schönen blauen Donau“.

Angeregt durch die kürzlich erschienene Choralphantasie „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ von Heinrich Reimann, dem Lehrer von Karl Straube und Organisten der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, schrieb Reger, das Vorbild deutlich überbietend, im August 1898 seine Phantasie über den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott“ op. 27.



Kirchenmusiker als Gäste: Bernward Beyerle (li.), langjähriger Münchner Diözesanmusikdirektor, und Bernhard Hofmann, Kirchenmusiker von St-Martin, in München-Moosach.

Man kann hier von einer symphonischen Dichtung sprechen; in ihr wird der „Choral als Cantus firmus in Wort und Weise ... zum Sinnträger“ (Helmut Wirth).

Wenngleich hier die Chromatisierung noch zurückhaltend angewandt wird, ist doch die durchgängig polyphone Gestaltung des Choralthemas von ausschlaggebender und wegweisender Bedeutung für die folgenden sechs Choralphantasien. Alle vier Strophen werden vollständig auskomponiert. Die erste zeigt den Cantus firmus im Tenor, welcher als Trio von virtuosen Pedal- und Manualläufen begleitet wird, unterbrochen von homophonen Choralzeilen im Fortissimo. Kurz vor Ende der tumultuarischen vierten Strophe mit der sieghaft im Tutti vorgetragenen Halbzeile „das Reich muß uns doch bleiben“ bricht der Satz regelrecht zusammen und führt in Adagio und Pianissimo zum terzverwandten F-Dur-Ruhepunkt. Diese Stelle erläuterte Reger später selbst als das „Zusammensinken des ganzen Weltalls vor der Allmacht und Größe Gottes“.

Wenige Wochen später schreibt Reger die Richard Strauss gewidmete choralfreie Phantasie und Fuge c-Moll op. 29. Die Phantasie ist dicht gearbeitet und wechselt zwischen rezitativen, imitatorischen und chromatisch verschobenen Akkordblöcken dramatisch hin und her. Die Expressivität ist bislang ungehört, zudem werden lang gezogene dynamisch an- und abschwellende Phasen eingeführt. Diese sind überhaupt erst möglich geworden durch den zeitgenössischen deutschen Orgelbau, welcher auf der Basis pneumatischer Spiel- und Registerstrukturen, mit Hilfe von Register- und Jalosieschweller, die erstmals ein lückenloses (De-)Crescendo ermöglichen, und einer Registerpalette, die von extrem leisen Registern bis zu Hochdrucktrompeten neue Klangbilder evozierten, die am Orchesterklang orientierte Schreibweise Regers unterstützte und ermutigte. Nicht zuletzt sind die außerordentlichen technischen und musikalischen Fähigkeiten seines Freundes und Uraufführungsorganisten Karl Straube als *conditio sine qua non* der Komposition solcher Tongebirge zu nennen. Die anschließende Fuge ist

klassisch, geradezu regelgerecht im Aufbau und erzeugt einen fabelhaften motorischen Sog, an welchem die langgezogenen Pedalpassagen großen Anteil haben.

Unmittelbar folgt die zweite Choralphantasie über „Freu dich sehr, o meine Seele“ op. 30. Der schwungvollen „Introduktion“ folgen wieder die den Text ausdeutenden Strophen-Variationen. Nach der machtvoll-stimmenreichen Schilderung von „Welt, Teufel, Sünd und Hölle“ wirkt die verhauchende, ins Tonlose führende Wiedergabe „Ob mir schon die Augen brechen“ stark berührend.

Bereits im Frühjahr des Folgejahres erscheint die Sonate fis-Moll op. 33. Dieses selten gespielte Werk wartet nicht mit einem Sonatenhauptsatz auf (Reger an Arthur Egidi: „Es ist keine Sonatenform. Der Titel ist hier nur Kollektivtitel“), aber mit der an César

Die Expressivität ist bislang ungehört, zudem werden lang gezogene dynamisch an- und abschwellende Phasen eingeführt.

Franck erinnernden Ableitung der thematischen Elemente aller dreier Sätze aus einem Zentralmotiv (erstmalig im Takt 14 auftauchend) betritt Reger Neuland betreffend der formalen Gestaltung, welche das Fehlen des Cantus firmus ausgleicht.

Im September 1899 schreibt Reger wiederum zwei Choralphantasien, über „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ op. 40/1 und über „Straf mich nicht in deinem Zorn“ op. 40/2, wobei die erste zu seinen meistgespielten Werken zählt. In der Einleitung fehlt der Choral. Dafür wird eine dramatische Szenerie vorgestellt, inklusive Gegenüberstellung von hellen und dunklen, lärmenden und ruhigen Passagen, die eine Unheilsituation vergegenwärtigen, aus welcher sich tröstend im Pianissimo der Choral erhebt. In der letzten Strophe erklingen zu den Worten „Eia, eia, himmlisch Leben wird er geben mir dort oben. Ewig

soll mein Herz ihn loben“ triolisch in Sextparallelen geführte jauchzende Manualläufe über dem Choral im Doppelpedal. Mit der hinreißenden Fuge entwickelt Reger die Steigerungsfuge mit der abschließenden Kombination von Fugen- und Choralthema; eine Technik, die auch in den großen Variationswerken für Orchester (Hiller-Variationen, Mozart-Variationen) zu grandiosen Schlusswirkungen führt.

Das neue Jahrhundert hebt an mit der Komposition eines seiner berühmtesten Werke überhaupt, der Phantasie und Fuge über B-A-C-H op. 46, welche auf Wunsch der Mutter Josef Rheinberger gewidmet ist und in lediglich einer Woche, vom 10. bis zum 17. Februar 1900, niedergeschrieben wurde. Dieses grandiose Werk ist eine wahrhafte Hommage an den von ihm meist bewundernten Musiker, wie folgende Sentenzen zeigen: Bach ist „nicht nur ein großer Polyphoniker, sondern ein ebenso bedeutender Harmoniker gewesen. Denn jede wahre Harmonik ist das Ergebnis der Stimmführung. Es gibt nichts so kompliziertes in unserer modernen Harmonik, was nicht der alte Bach längst vorweggenommen hätte.“ In einem Brief an Adalbert Lindner nennt er sich „den glühendste[n] Verehrer Joh. Seb. Bachs, Beethovens und Brahms“. Und 1905 beantwortet er im Bach-Jubiläumsjahr eine Umfrage der Zeitschrift „Die Musik“ mit der klassisch gewordenen Sentenz: „Johann Sebastian Bach ist für mich Anfang und Ende aller Musik“.

Eine von Umfang und Gehalt derart beeindruckende Orgelkomposition ohne zugrunde liegendes Choralthema ist für die damalige Zeit ungewöhnlich, zeigt aber den Rang, den Reger der Orgel als Instrument jenseits und außerhalb der Kirche beziehungsweise des Kirchenraums zumisst, wenn er etwa an den Essener Organisten Gustav Beckmann schreibt: „Ist denn ganz und gar vergessen worden, daß die Orgel nicht nur ein Kircheninstrument ist, sondern auch ein Konzertinstrument ersten Ranges?“ Dieses reizt der Komponist hier voll aus, in dynamischer, harmonischer, polyphoner und spieltechnischer Hinsicht. Das nur aus vier Tönen bestehende Thema wird in bewundernswürdiger Weise zur Grundlage immer neuer Varianten. Es bleibt der Bezugspunkt, dem eine Fülle neuer Stimmen entgegengestellt werden und das dabei alles zusammenhält.

Nachdem mehrfach im Manual die Tastatur komplett durchrauscht und das B-A-C-H nochmals in Akkordblöcken im Tutti hin gemeißelt wurde, hebt die attacca einsetzende Fuge in ruhiger Bewegung und pianissimo an. Ein zweites, bewegteres Thema wird eingeführt, wobei sich Dynamik und Tempo kontinuierlich steigern. Mit dem Wiederaufgreifen der einleitenden Phantasieakkorde, jetzt aber unterlegt vom drängenden zweiten Fugenthema, wird das Werk zu triumphalem Abschluss geführt.

Natürlich war – und dies gilt teils bis heute – diese Musik nicht einfach zu hören und sofort jedermann verständlich. Und auch sein ehemaliger Lehrer Hugo Riemann hat eine weniger chromatisch überladene und formal fassbarere Kompositionsweise Reger gegenüber angemahnt. Dieser antwortet Riemann am 2. Juni 1900 diesbezüglich: „Sie schrieben, ich solle einfacher schreiben. Das sagt mir alles! Überall heißt es – das ist zu schwer, zu kompliziert! etc.! Und mir kommt meine Musik so einfach, so klar vor! Nur Freund Straube jauchzt, wenn er so was recht gepfeffertes erhält.“

Gewissermaßen als emotionalen Ausgleich zu diesem Tongebirge schreibt Reger im Frühjahr 1900 die kammermusikalisch gehaltenen „Sechs Trios“

op. 47, darin finden sich Canon, Gigue, Canzonetta, Scherzo, Siciliano, Fuge. Also eine Folge von Charakterstücken, wie sie immer wieder zwischen den Großwerken entstehen sollten. Sie sind intimeren Seelenschichten zugeordnet und manifestieren zugleich auch die zarte Seite des Orgelspiels und des Instruments.

Das Werk schließt, im Unterschied zu den beiden anderen Phantasien, ohne Fuge.

Eine gute Vorstellung von der unglaublichen Schaffenskraft Regers in dieser Zeit zeigt der Blick auf die weiteren Werke des Jahres 1900: Neben 10 Vortragsstücken op. 44, sechs Intermezzi op. 45 und Silhouetten op. 53 jeweils für Klavier, entstehen zwei Liederzyklen op. 48 und op. 55, die beiden Klarinettensonaten, Vier Sonaten für Violine solo op. 42, die beiden Romanzen für Violine und kleines Orchester op. 50 (als die ersten Orchesterpartituren mit Opuszahl), die beiden Streichquartette op. 54, und schließlich im Herbst und Winter noch drei Choralphantasien für Orgel op. 52: „Alle Menschen müssen sterben“; „Wachet auf, ruft uns die Stimme“; „Hallelujah! Gott zu loben“.

Die erste („Alle Menschen“) überzeugt durch textnahe Tonsymbolik. So erklingen zunächst markant im Pedal und später auch in den begleitenden Manualstimmen expressive Intervalle wie Tritonus, fallende Septen, Quatuordezimen, die stark an Bach und die barocke Rhetorik erinnern und mit Stünde, Krankheit, Tod konnotiert sind. Dagegen wird die gläubige Zuversicht: „Er hat mir das Heil erworben; drum fahr ich mit Freud dahin, hier aus diesem Weltgetümmel in den schönen Gottes-himmel, da ich werde allezeit schauen die Dreieinigkeit“ in einem langgezogenen Crescendo und Stringendo in jublierenden Triolen verkündet. Das Werk schließt, im Unterschied zu den beiden anderen Phantasien, ohne Fuge.

Die Introduktion von „Wachet auf“ verzichtet auf irgendwelche Andeutungen der Choralmelodie, inszeniert aber mit dumpfen, sich hinschleppenden Akkorden packend eine düstere Stimmung, ja eine Grabesruhe. „Reger malt einen Friedhof, der in Todesruhe liegt – und in Erwartung des jüngsten Tages. Gleich Blitzstrahlen fahren zweimal Läufe und Akkorde in die Ruhe hinein, eine Vorahnung des Kommenden“ (Viktor Lukas). Bei „sehr lichter Registrierung“ (Reger) und „nur äusserst zart hervortretend“ (Reger) erhebt sich im vierfachen pianissimo der Choral. Zu dem Text: „Mitternacht heißt diese Stunde“ und „Wo seid ihr klugen Jungfrauen“ erklingt kaum wahrnehmbar tief im Pedal ostinat eine zuckende Sekundbewegung, die naiv bildlich als das Sich-Regen der Knochen im Grab verstanden werden soll, die der Begegnung mit Christus harren. Die unbeschwert fröhliche Schlussfuge wird gekrönt von der Kombination des Chorals mit dem Fugenthema.

„Hallelujah“ Gott zu loben, bleibe meine Seelenfreud“ op. 52/3 ist formal leichter zugänglich, da hier die Durchführung der einzelnen Strophen deutlich voneinander getrennt ist, jeweils mit klar hervortretendem eigenem Motiv. Karl Straube sah in diesem Werk „formal angesehen die Krönung seines Schaffens in diesem Kunstgebiet“.

Sein avanciertestes Orgelwerk schuf Reger im Frühjahr 1901 mit der „Symphonischen Phantasie und Fuge“ op. 57, der Inferno-Phantasie, die von Dante angeregt ist. Schon der erste Akkord

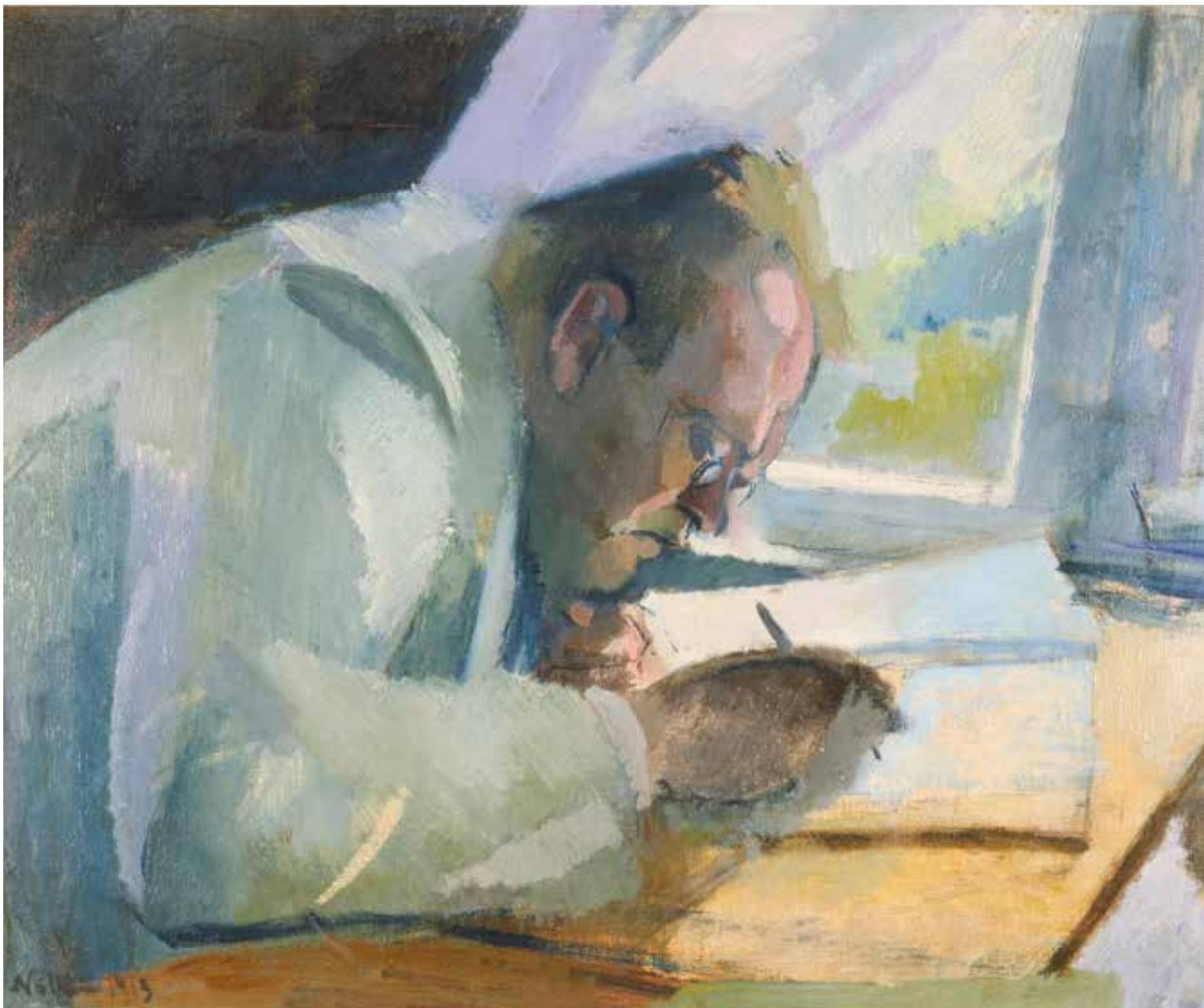


Foto: akg-images

Dieses Gemälde von Franz Nölken, das den Komponisten Max Reger bei der Arbeit zeigt, entstand 1913. Es ist heute im Besitz des Max-Reger-Instituts in Karlsruhe.

führt an die Grenzen der Tonalität und gleicht einem Aufschrei *de profundis*. Die extremen Dynamik-Kontraste und die zunehmend erweiterte Tonalität sprengen die Hörererwartungen. Die ständige Aneinanderreihung dissonanter Akkorde, der schnelle Tonartenwechsel und das Überwiegen alterierter Akkorde machen die Orientierung schwer; doch ist die dadurch ausgelöste enorme seelische Erregung ganz im Sinne des Komponisten. Die Fuge wiederum ist von klarem Aufbau, stets gut zu verfolgen und von mitreißendem Schwung.

Die Zeit in Weiden geht zu Ende mit den 12 Orgelstücken op. 59, die am 17. Juni begonnen und bereits am 1. Juli 1901 abgeschlossen werden und einen Gegenpol zu den massiven Klangwelten der freien Phantasien darstellen. Sie sind durchwegs von gut fassbarer Struktur, bei reduzierten spieltechnischen Anforderungen. Die Qualität der Einfälle, ihre Vielfalt und oft auch heitere

Grundstimmung ist bemerkenswert. Am häufigsten gespielt wird die virtuose Toccata d-Moll op. 59/5. Als „Kleine Orgelmesse“ sind Kyrie eleison, Gloria in excelsis, Benedictus op. 59/7-9 sowie das ergänzende Te Deum op. 59/12 bekannt geworden.

Eine schöne Deutung inklusive Aufnahme des Benedictus verdanken wir Franz Lehrndorfer; er sieht darin „ein Glanzstück musikalischer Aussagekunst. Tief religiös empfunden, zieht es einen Bogen vom mystischen Klang zum strahlenden Hosannajubel, und vom verherrlichenden Hosanna zurück zu einer seraphischen Anbetungsstimmung“.

Damit findet auch musikalisch die so dramatisch begonnene Zeit in Weiden einen versöhnlichen Abschluss, zumal Reger sich gesundheitlich stabilisieren konnte und auch seine finanziellen Verhältnisse sich günstig entwickelten. Er konnte seine Schulden abtragen. Nicht zuletzt trug dazu auch der durch Ver-

mittlung von Richard Strauss zustande gekommene Vertrag mit dem Verlag Joseph Aibl (1899) bei. Reger selbst zeigte sich alsdann großzügig, indem er wiederholt Sammlungen zu Gunsten von Künstlern in Not veranstaltete.

III. Die Münchner Jahre

Im September 1901 übersiedelte Reger nach der krankheitsbedingten Pensionierung seines Vaters mit den Eltern und seiner Schwester Emma nach München, in die Wörthstraße 35. Er erhoffte sich mehr Aufführungen und eine Anstellung in diesem Musikzentrum. Schon in der ersten Saison kann Reger zehn Konzerte (Lieder- und Kammermusikabende sowie Kirchenkonzerte) geben.

Mit der Zweiten Sonate d-Moll op. 60 wird eines der gelungensten Orgelwerke noch im selben Jahr vollendet. Der erste Satz stellt zwei stürmischen, rhythmisch geprägten Themen ein drittes, choral-

artig-ruhiges Motiv entgegen. Der dreiteilige zweite Satz („Invocation“) ist von überbordender Chromatik geprägt und steigert sich bis zum Tutti, um sich dann dynamisch und harmonisch stark zu beruhigen und bei „sehr lichter Registrierung“ den Choral „Vom Himmel hoch“ anzustimmen. Eine packende, von einem launigen Intermezzo im Scherzostil unterbrochene Fuge beschließt das Werk.

Im darauf folgenden Jahr verzichtet der Komponist auf große Formen, schreibt aber 24 Stücke (Monologe op. 63; 12 Stücke op. 65): Präludien/Toccaten und Fugen, Charakterstücke wie Canzonen, Scherzi, Capriccio, Canons, die harmonisch deutlich entspannter und formal stets übersichtlich gestaltet sind. Dazu kommen die Choralvorspiele op. 67: „Zweiundfünfzig leicht ausführbare Vorspiele zu den gebräuchlichsten evangelischen Chorälen.“ Die Liedmelodie erscheint klar hervorgehoben



Prof. Sylvia Hewig-Tröscher (re.) im Gespräch mit Inge Lehrndorfer, der Witwe des langjährigen Münchner Domorganisten Prof. Franz Lehrndorfer.

meist im Sopran oder im Bass, gelegentlich auch in Tenorlage. Selten findet sich der Choral koloriert – hier wieder deutlich im Anschluss an das Orgelbüchlein von Johann Sebastian Bach.

Das Jahr 1903 bringt im Frühjahr „Zehn Stücke“ op. 69, welche in Stil und Form (Präludien, Fugen, Romanze, Moment musical, Basso ostinato, Capriccio) den beiden vorausgehenden Sammlungen ähneln. Unter dem Titel „Schule des Triospiels. J. S. Bachs zweistimmige Inventionen, für Orgel bearbeitet von Max Reger und Karl Straube“ publizieren die beiden Freunde ein umstrittenes Werk, da den Bach'schen Originalstimmen (in der rechten Hand und im Pedal gespielt) eine frei imitatorische Stimme für die linke Hand hinzugefügt wird. Die Autoren wollen damit den Sinn für Polyphonie erwecken und stärken (so im Vorwort vom Oktober 1903).

Im Sommer schleudert Reger mit den Variationen und Fuge fis-Moll über ein

Originalthema op. 73 ein Werk heraus, das mit den Bach-Variationen op. 81 für Klavier, den Beethoven-Variationen op. 86 für zwei Klaviere und den Hiller-Variationen op. 100 sowie den Mozart-Variationen op. 132 für Orchester zu seinen besten Arbeiten zählt. Auf dem Gebiet der Variationen konnte sich der enorme Einfallsreichtum Regers geradezu austoben. Das Werk bietet extreme spiel- wie registriertechnische Herausforderungen. Das Originalthema, dessen zweiten Teil Reger als „melancholisch“ bezeichnete, bietet immer wieder Orientierung und Beruhigung, bevor das circa halbstündige Werk in eine brillante, tänzerische Fuge mündet, die ihre Geschlossenheit dadurch gewinnt, dass die „einzelnen Motive (Auftakt, Takt 2 und Takt 3) auch in den Zwischenspielen verarbeitet werden“ (Viktor Lukas).

Das kleinere Format bedient Reger 1904 gewissermaßen als Erholung von dem bis an die Tonalitätsgrenzen füh-

renden op. 73 mit „Fünf leichten Präludien und Fugen“ op. 56 und „Vier Präludien und Fugen“ op. 85. Das Jahr 1905 bringt einerseits den Umzug des seit 1902 mit Elsa von Bercken, geb. von Bagenski verheirateten Komponisten in die Victor-Scheffel-Straße 10, und im Mai die Berufung an die Münchner Akademie der Tonkunst als Dozent für Orgel, Klavier und Komposition in der Nachfolge von Josef Rheinberger. Die Orgelmusik spielt in diesem Jahr aber keine besondere Rolle; sie wird lediglich mit der eher harmlosen Suite op. 92 bedacht.

Im April 1906 kommt es zu einem schweren gesundheitlichen Zusammenbruch. Gründe hierfür werden einmal in der strapaziösen, geradezu selbstzerstörerischen Konzerttätigkeit gesehen, die Reger neben seinen Unterrichtsverpflichtungen (auch privater Natur) und seinem immensen kompositorischen Pensum durchgezogen hat, zum andern in der seelischen Belastung durch die Anfeindungen durch Kritiker und öffentliche Meinung, und nicht zuletzt durch die – quasi als Kompensation dieser komplexen Belastungssituation – nicht mehr zu übersehenden Alkohol- exzesse. Reger gibt bereits im August den Lehrauftrag an der Akademie wieder auf.

Bis heute wird aus den vielen Anfeindungen ein negatives Generalvorzeichen über die Münchner Zeit gesetzt. Durchaus zu Unrecht: „Mit der seine Zeit insgesamt prägenden Geschwindigkeit machte Regers Musik Konjunktur wie die kaum eines anderen seiner Zeitgenossen. In und außerhalb Münchens gewann dieser so öffentlichkeitswirksam Aufmerksamkeit erregende Komponist ständig weiter wachsende Anerkennung, und zu dieser gehörten die Verrisse und Kritiker-Anrempelungen als notwendige Kehrseite, wie sich auch an den ähnlich erfolgreichen Karrieren von Strauss, Mahler und selbst Pfitzner zeigen lässt. ... So finden sich eigentlich mehr positiver Respekt und auch tätige Förderung, als es die verbitterten Klagen glauben machen wollen, die sich in Regers überreicher Korrespondenz niedergeschlagen haben“ (Rainer Cadembach).

IV. Leipzig und Jena

1907 zieht Reger mit Familie nach Leipzig, wo er als Professor für Komposition bis zu seinem Tod etwa 200 Schüler aus aller Welt unterrichtete. Die Orgelmusik spielt jahrelang keine Rolle. Erst im Sommer 1913 entstand Introduction, Passacaglia und Fuge op. 127 als Auftragswerk der Stadt Breslau zur Einweihung der riesigen Sauer-Orgel – mit 200 Registern auf fünf Manualen die damals größte Orgel der Welt – in der Jahrhunderthalle. Die Uraufführung spielte Karl Straube am 24. September 1913. Die Dimensionen dieses halbstündigen Werkes sind dem gewaltigen Kuppelbau und dessen Orgel direkt proportional. Der Aufbau ist allerdings gut nachvollziehbar, und die Chromatik durchaus – für Reger'sche Verhältnisse zumal – gebändigt. Die sehr tänzerische Fuge entlässt nach umfangreichen Durchführungen und motivisch neues Material bietenden Zwischenspielen unverhofft ein zweites, in gemessener Bewegung geführtes Thema, das letztlich mit dem Hauptthema gekoppelt wird und ein hymnisches Finale erzeugt.

Wie so oft korrespondiert mit diesem Tongebirge eine Sammlung von „Neun Stücken“ op. 129, die sowohl hinsichtlich ihres Umfangs als auch der spieltechnischen Anforderungen und der formalen Dichte als Erholung beziehungsweise seelisches Korrektiv gelten können. Neben kurzer Toccata, Präludium und das Konvolut beschließender

Piano-Fuge von zurückhaltender Harmonik und Motorik, charakterisieren Capriccio, Intermezzo, Melodia den seelischen Stimmungsgehalt – wenn gleich ein gewisser melancholischer Grundzug allen Werken eigen ist.

Bis heute wird aus den vielen Anfeindungen ein negatives Generalvorzeichen über die Münchner Zeit gesetzt.

Zum 1. Dezember 2011 hatte Reger die Stelle des Hofkapellmeisters in Meiningen angetreten, womit er einem berühmten Orchester vorstand, das vorher auch schon von Hans von Bülow und Richard Strauss geleitet worden war. Die zahlreichen Aufführungen und Reisen dieses Orchesters, vermeintliche Missachtungen seiner Person, die Fülle von kompositorischen Arbeiten, der Unterricht in Leipzig und der immense Alkohol- und Nikotinkonsum führten im Frühjahr 1914 zu einem erneuten schweren körperlichen und nervlichen Zusammenbruch. Reger gibt daraufhin die Meiningener Position auf. Im September, kurz nach Kriegsausbruch, schreibt er 30 kleine Choralvorspiele op. 135a.

Anfang 1916 entstehen „Sieben Orgelstücke“ op. 145: 1. Trauerode. „Dem Gedenken der im Kriege 1914/15 Gefallenen“; 2. Dankpsalm. „Dem deutschen Heere“; 3. Weihnachten; 4. Passion; 5. Ostern; 6. Pfingsten; 7. Siegesfeier. Während letztgenanntes Werk das Deutschlandlied plakativ zum Schluss bietet, sind die anderen Stücke durchaus eher verhalten und introvertiert zu nennen. Weihnachten hebt dunkel und suchend an („Es kommt ein Schiff geladen“, „Ach, was soll ich Sünder machen“) und mündet in eine feinsinnige Kombination des „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ („äußerst lichte Färbung“) mit „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ („sehr zart hervortretend“). Die Trauerode mündet in den Choral „Was Gott tut, das ist wohlgetan“.

Im März 1916, wenige Wochen vor seinem Tod, kann Reger sein letztes Orgelwerk abschließen, die Richard Strauss gewidmete Fantasie und Fuge d-Moll op. 135b, an der er schon seit Sommer 1914 gearbeitet hatte und nun zur Drucklegung nochmals gestrafft und starken Kürzungen unterworfen hat. Gerade die Fantasie besticht durch einen klaren Aufbau, der zwar auch die typischen Akkordkaskaden bietet, jedoch deutlich weniger chromatisch überladen, aber im Wechsel von hurtigen, glitzernden ein- bis zweistimmigen Arpeggien und im Adagio vorgetragenen melodischen Abschnitten gut verständlich bleibt. Seinen Abgesang als Orgelkomponist schreibt Reger mit der Doppelfuge, die nach der in ruhigem, „erhabenen“ Duktus durchgeführten ersten Thema mit dem tänzerischen zweiten Thema zu einem bezwingenden Finale führt, das die ganze kontrapunktische Meisterschaft aufs schönste aufblühen lässt. □



Der frühere evangelische Oberkirchenrat und Reger-Bewunderer Dr. Martin Bogdahn (li.) mit Studienleiter Dr. Johannes Schießl von der Katholischen Akademie.

Max Regers geistliche Vokalmusik

Michael Hartmann

Lieder und Chöre, Vokalstimmen generell spielen bei Reger eine bedeutende Rolle, wie sie andere Komponisten mit ähnlich umfangreichem Instrumental-oeuvre nicht aufweisen. Man mag dies mit dem frühen Rat Hugo Riemanns in Verbindung bringen, durch das Schreiben von Liedern die melodische Einfallskraft zu stärken. Nicht minder plausibel erscheint aber der Verweis auf die durch die kirchenmusikalische Praxis gebotene Beschäftigung mit dem geistlichen Lied, dem Choral, der Vokalmesse. Tatsächlich hat Reger selbst den Kirchengesang sehr geschätzt, auch in seiner protestantischen Ausprägung: „Die Protestanten wissen gar nicht, welch musikalischen Schatz sie an ihren Chören besitzen.“

Bemerkenswert ist jedenfalls, dass unter den ersten 15 Werken, die einer Opus-Zahl gewürdigt wurden (entstanden bis 1894), sieben (!) Lieder- beziehungsweise Chorzyklen jeweils mit Klavierbegleitung sind. Unter den Textdichtern finden sich Friedrich Hebbel, Friedrich Rückert, Nikolaus Lenau, Goethe, Ludwig Uhland, Eichendorff. Hauptsächlich aber wandte er sich der zeitgenössischen Lyrik zu, wobei die ersten Gedichte Christian Morgensterns hervorzuheben sind, oder die Vertonungen der Gedichte von Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel und Stefan Zweig. Texte des jung verstorbenen Ludwig Jakobowski (1868-1900) liegen unter anderem dem Spätwerk „Hymnus der Liebe“ op. 136 für Bariton und Orchester zugrunde.

I. Geistliche Musik als Spiegel persönlicher Frömmigkeit

In der Zeit seiner schweren Lebenskrise, die zu dem ersten gesundheitlichen (und finanziellen) Zusammenbruch und zur daran anschließenden Rückkehr nach Weiden im Juni 1898 führt, schreibt Reger im April „Zwei geistliche Gesänge“ für mittlere Stimme und Orgel op. 19: 1. „Passionslied“, 2. „Doch du liebst ihn im Grabe nicht“. Die düstere Stimmung des ersten Liedes beschreibt die Todesangst Jesu auf Golgotha. Der Textstelle: „Doch Gott hat dich im Tod erquickt, dich ewig aller Qual entrückt und dein Gebet erhört“ unterlegt Reger die Melodie „Wenn ich einmal soll scheiden“. Doch belässt es der Komponist beim Passionsgesang nicht bei der düsteren Stimmung, sondern klärt auf über die Hoffnung, die aus dieser Bedrängnis herausführt, indem die Orgel während der Gesangsphase zum Thema „Leid auf Golgotha“ den Choral „Es ist das Heil uns kommen her“ einführt, der in katholischen Gesangbüchern bekannt ist als „Nun freue dich, du Christenheit“.

Diese hoffnungsvolle Perspektive bekräftigt Reger auch mit dem zweiten Lied „Doch du liebst ihn im Grabe nicht“ nach einem Text aus Händels Messias. Auch hier gibt es beide Aspekte, das Leid und den Tod einerseits, die Hoffnung auf die Auferstehung andererseits. Doch stimmt jetzt die Orgel den Choral „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ an, während die Gesangspartie den Text „Die Schmach bricht ihm das Herz; er ist voll von Traurigkeit“ zu der bereits erwähnten österlichen Liedmelodie „Es ist das Heil uns kommen her“ präsentiert und damit die beiden Pole christlicher Glaubensüberzeugung,

den Tod und die Auferstehung Jesu Christi, musikalisch fixiert.

Der bedeutende Reger-Forscher Rainer Cadenbach sieht in diesen beiden frühen Werken in ihrer „freien Deklamation und Harmonik“ (Max Hehemann 1917) den Reifestil Regers vorweggenommen und deutet die beiden späteren „Zwei geistlichen Lieder“ StV. 480 aus dem Jahr 1900 (von Reger selbst mit dem Sänger Joseph Loritz in München am 26. Januar 1902 uraufgeführt) sowie die „Zwei geistlichen Lieder“ op. 105 (vom August 1907, ebenfalls von Reger uraufgeführt am 5. Mai 1910 in Kolberg) – alle für mittlere Stimme und Orgel – als eine Art Wiederaufnahmen der frühen Gesänge aus der Krisenzeit in Wiesbaden.

Offenkundig bearbeitet der Komponist in diesen Liedern auch seine Lebensängste und depressiven Zustände, denn es ist nachweisbar, dass „Reger unter äußerlich schwierigen Umständen immer dann tiefer in psychische Probleme hineingeriet, wenn man ihn daran hinderte zu komponieren“ (Rainer Cadenbach).

Bezeichnend ist nun die Verbindung der Schilderung existenzieller Grenzerfahrungen mit dem Schicksal Jesu beziehungsweise dem rettenden Eingreifen Gottes. Die beiden Lieder aus dem Jahr 1900 belegen dies ebenfalls. Das Novalis-Gedicht des ersten Liedes „Wenn in bangeren trüben Stunden“ bringt diesen Gegensatz direkt zur Sprache und setzt die rettende Botschaft des Dichters in „sehr lichte Registrierung“ und harmonisch beruhigten Akkordflächen zu den Worten: „O dann neigt sich Gott herüber, seine Liebe kommt uns nah, sehnen wir uns dann hinüber, steht sein Engel vor uns da, bringt den Kelch des frischen Lebens, lispelt Mut und Trost uns zu“.

Das zweite Gedicht „Heimweh“ (Julius Sturm) stellt das Leben in der Allegorie des Schiffeleins auf hoher See vor, das dem Vaterlande zustrebt, zu unserem „Herrn, wo die Liebe nicht erkalte, wo der Friede ewig währt und die Freude sich verklärt ... Aus den Fluten steigt ein Stern; drüben liegt das Reich des Herrn! Ach, hinüber!“ Das klingt schon recht todessüchtig und passt in diese problematische frühe Zeit in München vor seiner Verheiratung. Der Dichterfreund Richard Braungart berichtet sogar davon, Reger eines Abends daran gehindert zu haben, in die Isar zu springen. Neben den Freunden und Elsa von Bercken war notorisch auch der christliche Glaube eine fundamentale Lebenshilfe. Das Lied op. 105/2 „Meine Seele ist still zu Gott“ besingt diesen Glauben mit dem Psalm 62: „Hoffet auf ihn allezeit, schüttet euer Herz vor ihm aus; Gott ist unsere Zuversicht“.

II. Das Thema Leid und Tod

Den melancholischen Charakterzug kann unser Komponist aber nie ablegen; wie ein Cantus firmus durchzieht sein Schaffen das Motiv des Todes. Die einschlägigen Choräle „O Welt ich muss dich lassen“, „O Haupt voll Blut und Wunden“ – hier besonders die Strophe „Wenn ich einmal soll scheiden“ –, „Alle Menschen müssen sterben“, „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ und andere finden sich offen oder versteckt in seinem gesamten, auch instrumentalen Schaffen. Schon die ersten Choralvor-

spiele für Orgel (ohne Opus-Zahl geblieben) betreffen beziehungsweise „O Traurigkeit, o Herzeleid“ (1893) und „Komm süßer Tod“ (1893/94). Bereits in seiner Orgelsuite op. 16 von 1894/95 hat er den Choral „Wenn ich einmal soll scheiden“ im langsamen Satz vollständig vertont. Auch in dem späten, „Dem Andenken der im großen Kriege gefallenen deutschen Helden“ gewidmeten Requiem op. 144b auf Text von Friedrich Hebbel vom August 1915, das weniger die Weltkatastrophe musikalisch erfasst, vielmehr zu deuten ist als eine auf „die eigene Existenz bezogene Vision von Tod und Vergessen“ (Susanne Popp), erklingt dieser Choral.

Der große Gesang für Bariton, Chor und Orchester „Der Einsiedler“ op. 144a (vom Juli 1915) nach Joseph von Eichendorff, eine Art Künstlerbiographie, die Regers Selbstverständnis als Künstler nahekommen dürfte, bedient sich des Chorals „O Welt, ich muss dich lassen“. Ja selbst in reinen Instrumentalkonzerten bringt er dezente Hinweise auf diese Gedankenwelt durch das mehr oder weniger deutliche Anspielen der genannten Choräle, so etwa im Violinkonzert A-Dur op. 101 von 1908. Noch gehaltvoller und deutlicher finden sich in seinem einzigartigen Klavierkonzert f-Moll op. 114 von 1910 im langsamen Mittelsatz folgende Liedmotive: „Wenn ich einmal soll scheiden“, „O Welt, ich muss dich lassen“, „Vom Himmel hoch“. Diese Liedauswahl manifestiert wiederum die angesprochene Dialektik von Tod und durch Gott geschenktes neues Leben; Reger verbleibt nicht in seiner melancholischen Traurigkeit, sondern findet auch Hoffnung und Trost, die in diesen Chorälen zum Ausdruck kommen.

Der Komponist verdrängte keineswegs – bei allen Erfolgen, die er trotz auch heftiger Anfeindungen doch überreich erfahren durfte – den Aspekt der Endlichkeit des Lebens, wie wir ersehen aus folgender Bemerkung gegenüber der Sozial- und Kulturpolitikerin Edith Mendelssohn-Bartholdy: „Denken Sie an Mendelssohn, an Mozart, an Schubert, an Wolf! Uns wird nicht viel Zeit gelassen, und ich muss mein Werk fertig haben“. Gehen wir den geistlichen Gesängen weiter nach, findet sich immer wieder die Koppelung der beiden Fundamentalthemen Tod und Leben.

Aus der Hochstimmung der ersten Ehejahre heraus entstanden die fünf Choralkantaten 1903-1905. Angeregt durch den evangelischen Theologieprofessor der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg Friedrich Spitta (1852-1924), widmete sich Reger im Sommerurlaub in Berchtesgaden zunächst dem Choral „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ WoO V/1, in der von Spitta vorgeschlagenen Besetzung für zwei Violinen, Solostimmen, Gemeindegesang und Orgel, denen noch ein Kinderchor hinzugefügt wurde. Reger war durchaus fasziniert von der Idee einer Kirchenkantate, die

Bezeichnend ist nun die Verbindung der Schilderung existenzieller Grenzerfahrungen mit dem Schicksal Jesu beziehungsweise dem rettenden Eingreifen Gottes.

im Umfang wie der technisch-künstlerischen Anforderung eine zwischen dem großen Oratorium und dem einfachen Choralgesang der Gemeinde vermittelnde Funktion einnehmen sollte.

Während die beiden ersten Strophen vom Solosopran dargeboten werden, übernimmt der bis zu vierstimmige Kinderchor die beiden nächsten Strophen. Mit dem typischen 12/8tel-Takt einer Pastorale wird das in Windeln gewickelte Kind in der Krippe im fünften Vers tonmalerisch nahegebracht. Im von der Orgel im einfachen Kantionalsatz begleiteten Vers 6 „Des laßt uns alle fröhlich sein“ fällt die Gemeinde in den Festtagsjubel ein. Der vorletzte Vers ist nochmals dem Kinderchor vorbehalten, während abschließend sich im Tutti alle Mitwirkenden vereinen.

Der „Volkstümlichkeit“ des ganzen Werkes diene auch das „Hineinweben“ (Reger) von „Stille Nacht, heilige Nacht“ in die Bearbeitung. Diese Liedkombination hat er später nochmals in seinem Orgelwerk Weihnachten op. 145/3 gestaltet. Die zweite Kantate „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“ für Sologesang, Gemeinde, Streichorchester und Orgel nach Text von Simon Dach



Prof. Sylvia Hewig-Tröscher, Professorin für Klavier an der Münchner Musikhochschule, spielte mehrere Stücke von Max Reger.



Foto: Robert Kiderle

Das Grab des Komponisten am Münchner Waldfriedhof.

(1605-1659) und Jakob Baumgarten (1668-1722) ergeben einen „Wechselgesang“ zwischen den Lebenden und den bereits Verstorbenen; dabei werden Dachs Texte vom Gemeindegesang übernommen, während die Baumgarten-Strophen von Chor bzw. Solisten vorgetragen werden; schließlich vereinen sich „in der siebten und achten Strophe alle Kräfte zum Lobe Gottes“ (Jürgen Schaarwächter).

In der Leipziger Thomaskirche fand unter der Leitung des Thomaskantors Gustav Schreck und mit Karl Straube

an der Orgel am 4. März 1905 die Uraufführung der Karfreitagskantate „O Haupt voll Blut und Wunden“ statt. Zu den Alt- und Tenorsolisten sowie Chor und Orgel treten diesmal Violine und Oboe hinzu. Der engen Bindung an den Choral ist die vergleichsweise geringe harmonische Kühnheit dieser Vertonung geschuldet; mehr als ausgleichend wirken jedoch die „vielverästelte Polyphonie der immer selbständig geführten Instrumentalstimmen [sowie die] zarten Partien mystischer Textausdeutung“ (Hermann Grabner). Während die ersten

acht Strophen chromatisch angereichert sind, versinnbildlicht der ausgedünnte, der Gemeinde (beziehungsweise dem Chor unisono) übertragene, lediglich von der Orgel begleitete Satz die Vergänglichkeit menschlichen Lebens zu den Worten „Wenn ich einmal soll scheiden“. Violine und Oboe lassen nur am Ende der Choralzeilen wenige Echo-Noten aufklingen.

Die bedeutendsten Vokalkompositionen haben wir mit den „Drei Motetten. Geistliche Gesänge“ op. 110 für gemischten Chor a cappella vor uns. Die Vor-

bilder Bach und Brahms sind unüberhörbar, die persönliche biographische Relevanz der ausgewählten Texte offenkundig. „Mein Odem ist schwach“ op. 110/1 (in Leipzig 1909 entstanden) entstammt dem Buch Hiob 17; 19; 26. Die einzelnen Textpassagen sind klassisch imitatorisch angelegt. Das erste Thema – chromatisch und abwärts gerichtet – gibt die Grundstimmung an, die zu der pianissimo vorgetragenen Feststellung, der dramaturgisch höchst effektiv eine Generalpause vorangeht, führt: „Das Grab ist da“. Nach der Bitte: „Sei du

selbst mein Bürge“ erklingt eine höchst artifizielle Doppelfuge, deren zweites Thema chromatisch sich nach oben windet und damit – gleichsam als Umkehrung der Eingangsmotivik – die Auf-ersterung evoziert. Im Schlussteil erklingt die frohe Botschaft, homophon und besonders nachdrücklich gesetzt: „Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebet“.

Die zweite Motette „Ach Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn“ (1911 in Leipzig und während des Sommerurlaubs am Tegernsee geschrieben) ist im ersten Teil traditionell imitatorisch angelegt und mündet in den choralartigen Mittelteil: „Ich liege und schlafe“. Die abschließende Doppelfuge zeigt die Zuversicht des Gläubigen (wir dürfen ergänzen: Komponisten), indem zuerst der Choral „Herzlich lieb, habe ich dich, Herr“ angestimmt wird, gefolgt vom zweiten Thema: „Vor dir ist Freude“.

Die dritte Motette „O Tod, wie bitter bist du“ (beendet am 23. Juli 1912) ist dem Andenken an Lili Wach, der jüngsten Tochter Felix Mendelssohn-Bartholdys gewidmet. Schroffe dynamische Kontraste und zahlreiche Vorhalte korrelieren dem dichotomischen Text: Während der Tod für denjenigen, der gute Tage erlebt, „dem es wohl geht in allen Dingen und wohl auch essen mag“,

Auch sein Alkoholproblem wollte Reger – ausweislich seiner Brautbriefe – definitiv in den Griff bekommen.

durchaus bitter zu nennen ist, verliert er für denjenigen, welcher bedürftig, „schwach und alt ist, der in allen Sorgen steht und nichts Besseres zu hoffen noch zu erwarten hat“ allen Schrecken, vielmehr tut der Tod dann „wohl“. Der Schrecken des Todes wird in der ständigen chromatischen Verstrickung der Stimmen hörbar.

Die Dialektik des Textes manifestiert sich auch in der Gegenüberstellung von Oberstimmenchor (Frauenstimmen) und Unterstimmen (Männerchor). Nachdrücklich beklagen mehrere eingefügte Unisono-Passagen: „O Tod, wie bitter bist du“. Den Aspekt der Befreiung aus aller irdenschweren Mühsal durch den Tod vermittelt der choralartige zweite Teil „O Tod, wie wohl tust du“, der durch weitgehenden Verzicht auf Chromatik und die Dominanz von Fundamentalharmonik eine aufgelöste Spannung vermittelt. Das Werk schließt in geradezu entrückt-verklärter Stimmung pianissimo; ein demütiges Einverständnis mit dem Leben suggerierend.

Was in dieser Zusammenfassung einigermäßen zugespitzt erscheint, nämlich die deutliche Hinwendung zur Todesproblematik, die gerade aus einer Lebensangst erwächst, die Reger wohl virulent stets begleitet hat, wird validiert durch Aussagen des Komponisten selbst, wie folgende, an den Musikkritiker Arthur Seidl gerichtete briefliche Bemerkung von 1913 zeigt: „Haben Sie noch nicht bemerkt, wie durch alle meine Sachen der Choral hindurchklingt: ‚Wenn ich einmal soll scheiden‘“. Mit Rainer Cadenbach darf also zusammengefasst werden: „Weniger als um Leben und (sic) Tod ging es in Regers Komponieren in erster Linie um den Tod selbst, vielleicht temporär auch um das ewige Leben und die ‚Verklärung‘, was Reger wohl ein ähnliches bedeutet haben mag [Das Thema Tod] beherrscht sozusagen sein Werkverzeichnis“.

III. Konfessioneller Musiker?

Gerne wird aus der Tatsache der seiner Verheiratung mit einer evangeli-

schen geschiedenen Frau geschuldeten Exkommunikation sowie den zahlreichen Kompositionen mit Liedziten aus evangelischen Chorälen abgeleitet, Reger habe sich von seiner katholischen Herkunft losgesagt. Dies ist keineswegs der Fall. Unstrittig ist die konfessionell engstirnige Haltung der Eltern und insbesondere seiner Schwester Emma. So hat etwa seine Schwester – subjektiv in Sorge um das Seelenheil des Bruders – eine in Reinschrift vorliegende achtseitige Komposition für die Beilage zur evangelischen „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“, die Reger auf seinem Schreibtisch offen liegen hatte, verschwinden lassen, so dass ihr Bruder nach Rückkehr von einem auswärtigen Konzerttermin die Komposition nochmals schreiben musste, was naturgemäß dessen Weihnachtsstimmung kräftig eintrübte (Brief vom 29. Dezember 1900 an Arthur Seidl).

Und schon den hartnäckigen Widerstand gegen die Aufnahme eines Musikstudiums in Sondershausen sah Reger in der Furcht begründet, „ich könnte als Protestant zurückkehren“ (Brief vom 23. November 1889 an Hugo Riemann). Noch im Mai 1901 beklagt der Komponist in einem Brief an seinen Freund Karl Straube: „Meine protestantische Bibel ist spurlos verschwunden! (Man fürchtet für meinen Glauben!)“

„Zwölf deutsche geistliche Gesänge für gemischten Chor“ StV 448ff. widmet Reger 1899 dem evangelischen Kirchenchor zu Wesel und dessen Dirigenten Karl Straube. Ein Jahr später entsteht „Der evangelische Kirchenchor“. Vierzig leicht ausführbare geistliche Gesänge zu allen Festen StV451ff.

Bedenkt man die geradezu bigott katholische Haltung von Mutter und Schwester, ist die beachtliche Zahl der Vertonungen von Marienliedern beziehungsweise marianischer wie katholisch-liturgischer Texte über die gesamte Schaffenszeit hinweg bemerkenswert. Von einer Abwendung vom katholischen Lebensgefühl kann schlichtweg nicht geredet werden. So enthält das im Sommer 1901 in Weiden entstandene Konvolut op. 61 mit dem Titel „Leicht ausführbare Kompositionen zum gottesdienstlichen Gebrauch“: Acht „Tantum ergo“ für gemischten Chor; Vier „Tantum ergo“ für Sopran, Alt und Orgel; Vier „Tantum ergo“ für gemischten Chor und Orgel; Acht Marienlieder für gemischten Chor mit Orgel, darunter „Sei Mutter der Barmherzigkeit“, „Erhab'ne Mutter unsres Herrn“, „Maria Himmelsfreud“. Dabei handelt es sich durchwegs um homophone Sätze mit eingängigen Melodien, die man typisch romantisch nennen könnte und durchaus im Stil der Zeit verbleiben, also eher konventionell klingen. Ergänzt wird die Sammlung durch Sechs Trauer- gesänge (Untertitel: Leichenlieder).

Nachdem er bereits 1898 vier Geistliche Lieder nach Gedichten von Eduard Mörike von Hugo Wolf für Singstimme und Orgel bearbeitet hatte, ließ er 1902 die zehn Transkriptionen der „Geistlichen Lieder aus dem Spanischen Liederbuch“ des von ihm verehrten Hugo Wolf folgen, wobei in vier der insgesamt 14 Lieder die reine Jungfrau und Gottesmutter Maria besungen wird. Mit diesen Bearbeitungen sowie den bereits genannten geistlichen Gesängen erweiterte Reger das kirchenmusikalische Repertoire vor allem für den katholischen Gottesdienst und insbesondere für Kirchenkonzerte ganz erheblich. Schon am 11. Januar 1899 hat Reger dem Verlag Breitkopf & Härtel seine Intention mitgeteilt: „Die geistlichen Gesänge schrieb ich deshalb, da man in Kirchenconcerten als ‚Sologesänge‘ nicht gerade die größte Auswahl in der betreffenden Literatur hat.“ Eher für konzertante denn liturgische Zwecke



Musikfachleute unter sich: Professor Michael Hartmann und Professor Hans Maier.

eignet sich das fünfstimmige Choracappella-Werk „Palmsonntagmorgen“, StV. 442, nach Text von Emanuel Geibel aus dem Jahr 1902.

Nachdem 1904 „Vier Kirchengesänge“ für gemischten Chor, StV. 446f., entstanden waren, die eher für den evangelischen Gottesdienst gedacht scheinen („Laß mich dein sein und bleiben“; „Tretet her zum Tisch des Herrn“), schrieb er 1905 mit dem Weihnachtslied „Ehre sei Gott in der Höhe“ (L. Hamann) für Singstimme und Klavier, Harmonium oder Orgel, StV. 481f., das in der Begleitung „Vom Himmel hoch“ zitiert, sowie mit dem Lied „Schönster Herr Jesu“ für Singstimme und Orgel, StV. 616 zwei Werke überkonfessioneller Bestimmung.

Dies gilt natürlich auch für die unvollendet gebliebene 12-stimmige Motette Vater unser aus den Jahren 1909/10 für drei Chöre a cappella. Dieses beeindruckende Werk bricht mitten in der Doxologie „Denn dein ist das Reich und die Kraft“ ab, nachdem bereits 59 Partituren mit 324 Takten geschrieben waren. Bei Takt 240 erklingen die Worte „Sondern erlöse uns von dem Übel“ zu den Melodiennoten des Chorals „Jesus, meine Zuversicht“.

1912 entstand eine Ostermotette „Lasset uns den Herren preisen“ für fünfstimmigen gemischten Chor, StV.443. Für die Liturgie der lutherischen Kirche Nordamerikas bestimmt waren Twenty Responsories für vierstimmigen gemischten Chor aus dem Spätsommer 1911.

Als Fazit dieses Kapitels darf festgehalten werden: Reger war ein überkonfessioneller Musiker, der aber unbefangen aus den christlichen Konfessionen musikalische wie geistliche Anregungen erhielt und seinerseits bereichernd auf die unterschiedlichen kirchenmusikalischen Traditionen einwirkte.

IV. München als Wendezeit

Wahrscheinlich hatte Reger bis zu seinem 29. Lebensjahr – also der Heirat mit Elsa von Bercken, geb. von Bagenski, standesamtlich im Oktober 1902, evangelisch-kirchlich für das konfessionell gemischte Ehepaar am 7. Dezember 1902 im Dorf Boll bei Göppingen – kein eigenes Girokonto. Die Eltern hatten nach dem Zusammenbruch in Wiesbaden und der Rückkehr des Sohnes nach Weiden praktisch die Vormundschaft – ob auch im juristischen Sinne

gegeben, kann nicht belegt werden – übernommen, was auch die strikte Verwahrung der Einnahmen des Sohnes aus Konzert- und Verlagshonoraren einschloss.

Über diese, für einen bald dreißigjährigen Mann entwürdigenden Umstände, berichtet in seinen Erinnerungen an Max Reger der befreundete Schriftsteller Richard Braungart, der Reger nach dessen Übersiedlung nach München im August 1901 häufig zu Hause aufsuchte: „Man behandelte Reger, in der besten Absicht (so heißt es in solchen Fällen immer), wie ein kleines Kind, überwachte seine Ausgänge und hielt ihn auch mit Geld so knapp, daß er öfter genötigt war, mich um ein paar Mark zu bitten, was ihm und mir Beschämung und Kummer bereitet hat.“

Aus dieser fürchterlichen Situation befreite ihn faktisch die Ehe, was auch Karl Straube, der Elsa Reger – und vice versa – sehr kritisch gegenüberstand, bestätigte: „Frau Elsa bleibt das Verdienst, Max Reger 1902 aus dem Niedrigen gerettet, ihm Mut und Vertrauen zu seiner Persönlichkeit gegeben zu haben.“ (Straube 1927 an Fritz Stein).

Auch sein Alkoholproblem wollte Reger – ausweislich seiner Brautbriefe – definitiv in den Griff bekommen. Die Gefährdung durch den Alkohol hat Reger selbst früh erkannt und sicher auch versucht, dagegen anzusteuern; so schreibt er 21-jährig in einem Brief: „Und auch solide bin ich geworden. In rein moralischer und sittlicher Beziehung war ich stets in höchstem Grade zurückhaltend und werde es auch stets sein, da ich es als eine der größten Gefahren betrachte, in dieser Beziehung nicht gut zu leben. Allein bisher hatte ich doch eines übersehen, nämlich die Gefahren des Alkohols.“

Und seiner Braut Elsa verspricht er: „Mein Leiden (Sie wissen, was ich meine) habe ich überwunden, das kann ich sagen ohne zu lügen ... Ich verspreche es Ihnen bei meiner so tiefen u. aufrichtigen Liebe zu Ihnen, daß Sie nie, nie, niemals nur den geringsten Grund haben sollen mir in diesem Punkte zu mißtrauen d.h. daß ich nie nie Ihnen Gelegenheit geben werde, mich in einem anderen als völlig normalen Zustand zu sehen, – d.h. eben alkoholfrei, vollständig alkoholfrei zu leben“ (Brief vom 4. August 1902).

Dieses Versprechen konnte Reger nicht halten. Ein zweites, ihn lebenslang begleitendes Hauptproblem spricht Re-

ger im selben Brief ebenfalls an: seine Minderwertigkeitsgefühle, die ihn sowohl ehrgeizig als auch ehrsüchtig werden ließen.

Hinsichtlich des Alkoholproblems muss allerdings gesagt werden, dass der Komponist in einem „permanente[n] Erregungszustand des Geistes [lebte]. Reger trank nicht zur Stimulierung – seine kalligraphischen Notenhandschriften zeugen von allzeit hoher geistiger Präsenz – sondern zur Betäubung ... Das Gehirn konnte sich nur erholen, indem es in andere geistige Tätigkeiten wie Bearbeiten, Konzertieren oder Korrigieren auswich, die weniger Kraft als Komponieren erforderten“ (Susanne Popp).

Das Phänomen des Göttlichen in seiner doppelten Gestalt als „tremendum et fascinosum“ wurde musikalisch je kaum überwältigender hörbar.

Vor der Hochzeit schreibt Reger für Elsa von Bercken ein Trauungslied „Befiehl dem Herrn deine Wege“ (Psalm 37,5) für Sopran, Alt und Orgel, StV. 481. Ein singuläres Ereignis ist für den 19. September 1903 dokumentiert: das Geistliche Lied „Wohl denen“ für mittlere Stimme und Orgel, StV. 481, wird von dem frisch verheirateten Paar Elsa und Max Reger während des Sommerurlaubs in Berchtesgaden uraufgeführt.

Naturgemäß komponiert Reger vom August 1902 (Zwölf Lieder op. 66 für mittlere Stimme und Klavier) bis in das Jahr 1912 (Sechster Band der Schlichten Weisen op. 76) hinein eine Fülle von weltlichen Liedern (viele Liebeslieder darunter) in Sammlungen, darunter am bekanntesten wohl die sechs Bände umfassenden „Schlichten Weisen“ op. 76. Die letzte Widmung „Meiner geliebten Elsa“ datiert allerdings aus dem Band IV von 1909. Auch daran lässt sich die allmählich erkaltende Beziehung der beiden Eheleute ablesen.

Im Band VI der „Schlichten Weisen“ findet sich das populärste Reger-Werk überhaupt: Mariä Wiegenlied (Text von Martin Boelitz). Dieses hat Reger später noch zweimal bearbeitet, einmal für die Besetzung Mezzosopran, Violine und Orgel, sodann noch als Orchesterlied.

Neben dem biographischen Hintergrund hat sicher auch ein sehr vorteilhafter, Ende 1902 mit dem neu gegründeten Verlagshaus Lauterbach & Kuhn ausgehandelter Vertrag die umfangreiche Liedproduktion begünstigt. Über die dann eingehenden Honorare konnte der Komponist nach der Abnabelung von den Eltern selbst verfügen. Ein Blick in die Details beleuchtet die sich erfreulich entwickelnde finanzielle Situation des Komponisten. So erhält er ein jährliches Honorarfixum von 4000 Mark sowie zusätzliche Einzelvergütungen. Für die 24 Stücke der Orgelwerke op. 63 und 65 erhielt Reger je 60 Mark. Für die kürzeren 52 leichte Choralvorspiele op. 67 wurde ihm ein Seitenhonorar von 20 Mark zugestanden, ebenso für die insgesamt 35 Lieder und Gesänge op. 66, 68 und 70. Im Jahr 1907 schließt Reger rechtswidrig ohne Rücksprache mit seinem Exklusivverleger Lauterbach einen Gesamtvertrag mit C. F. Peters ab. Ein gerichtlicher Vergleich setzte fest: Der Vertrag mit Peters bleibt bestehen, doch Lauterbach erhält bis 1913 das Vorkaufsrecht auf Regers Werke, und dieser ist verpflichtet, jährlich mindestens eines Sammlung von Klavierwerken, einen Band Schlichte Weisen oder sechs leichte bis mittelschwere Vortrags-

stücke für Violine (oder Cello) und Klavier zu liefern.

Als Hochzeitsgeschenk komponierte Reger den Gesang der Verklärten op. 71 für Chor und Orchester im Sommer 1903, der allerdings bei C.F.W. Siegel in Leipzig erscheinen musste, da ausgerechnet Straube auf Anfrage des Verlags Lauterbach & Kuhn von der Drucklegung abgeraten hatte, was sowohl zu einer (dauerhaften) Entfremdung zwischen Reger und Lauterbach als auch einer (vorübergehenden) Trübung der Freundschaft zwischen Reger und Straube führte.

Das offizielle Musikleben Münchens nahm durchaus positiv von Reger Notiz. So wählt die Münchner Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Musikvereins (ADMV) Reger in ihren Ortsausschuss und stellt in ihrem ersten Konzert ausschließlich Regers Werke vor, darunter auch die Inferno-Phantasie op. 57. Regers Auftritt beim Tonkünstlerfest dieses wichtigsten Veranstalters der musikalischen Moderne Ende Mai 1904 – er spielte dabei seine eigene Violinsonate C-Dur op. 72 mit dem Geiger Henri Marteau – bedeutete seinen spektakulären Durchbruch. Von jetzt ab ging er unermüdlich bis zu seinem Lebensende auf Konzerttournée, in geradezu exzessiver Weise bis an die Grenzen der physischen Belastbarkeit – und darüber hinaus. Seine allgemeine wirtschaftliche Situation verbesserte sich signifikant, auch durch die Lehrtätigkeit an der Akademie der Tonkunst (ab Mai 1905) und die zahlreiche Konzertverpflichtungen.

V. Höhepunkt geistlicher Musik und Abgesang

Vom Ausbruch des Krieges im August 1914 zeigte sich Reger im Unterschied zu vielen Zeitgenossen unter den Künstlern nicht begeistert. Sein Anfang September vollendeter Hymnus der Liebe op. 139 (Text von Ludwig Jacobowski) für Bariton und Orchester taugte überhaupt nicht zur künstlerischen Mobilisierung, weshalb die geplante Drucklegung zurückgestellt wurde. Unter dem erschütternden Eindruck der Kriegereignisse mit den Materialschlachten und ihren enormen Menschenopfern begann Reger mit seinem lateinischen Requiem, StV. 437ff, für Soli, Chor, Orgel und Orchester. Nach der Vollendung des ersten Satzes, dessen Beginn des in Quintschichtungen aus dem Pianissimo sich erhebenden Orchesterklangs an das Brahms-Requiem erinnert, brach der Komponist Mitte Dezember 1914 die Arbeit am „Dies irae“ ab, was zu einer massiven Schaffenskrise führte.

Ausgerechnet Freund Straube konnte diesem avantgardistischen Werk, das sich auszeichnet durch eine „hochexpressive Sprache, die Kontrapunktik und Motivarbeit zurückstellt und groß angelegte Steigerungen aus dem Klangraum entwickelt“ (Susanne Popp) nichts abgewinnen und riet zur Aufgabe dieser Komposition. Beeindruckend wirken die ungeheuren Kontraste der massiven instrumentalen Klangballungen einerseits und der luziden homophonen Chorstellen andererseits, exemplarisch bei „et lux perpetua luceat eis“, wo im pianissimo und hellem A-Dur-Chorklang ein verklärend-tröstendes Licht aufscheint. Was als „Hauptwerk“ des Lebens gedacht war, hat der Komponist nicht mehr weiterverfolgt.

Als Zentralwerk geistlicher Musik darf deshalb „Der 100. Psalm“ für Soli, Chor, Orgel und Orchester gelten, den Reger als Dank für die im Juli 1908 erfolgte Promotion zum Dr. phil. h.c. der Universität Jena zu deren 350-Jahr-Jubiläum widmet. Die endgültige Fertigstellung erfolgt erst 1909, die Uraufführung des Gesamtwerkes 1910 unter Leitung des Komponisten.

Dieses monumentale Tongemälde bezieht sich durch die „absolute Einheit zwischen Form, Wort und Melodie, dazu sind Chor und Orchester ausgewogen“ (Ulrich Haverkamp).

Das gesamte Werk ist in vier Sätze unterteilt und kann als großer symphonischer Wurf gelten. Die lebenslang angestrebte große Orchestersymphonie ist Reger nie gelungen. Das vorliegende Werk aber zeigt symphonischen Reichtum und Zuschnitt. Der erste Satz (Maestoso. Animato) hebt an mit einem fulminanten Crescendo der Bassstimmen (Orgel, Pauken, Kontrabass) auf dem Ton „C“, worauf der Chor und das ganze Orchester mit einem gewaltigen „Jauchzet“ in der Haupttonart D-Dur einfallen; diesem größte Spannung erzeugenden Sekundakkord analog wirkt das zweiteaktige Fortissimo auf „alle Welt“ in Es-Dur, also dem sogenannten Neapolitaner, dem Reger besonders zusetzen war. Pauken, große Trommel und Becken („sehr lang haltend“) lassen den musikalischen Kosmos erzittern, wozu auch die Doppelpedal-Triller der Orgel beitragen. Ein rasches Decrescendo hin zu „Dienet dem Herrn mit Freuden“, nur von Chor und Orgel im vierfachen Pianissimo vorgetragen, bringen die Nichtigkeit der Welt ebenso zum Ausdruck wie die gewaltigen geistigen und klanglichen Dimensionen dieser Psalmvertonung.

Der zweite Satz (Andante sostenuto) beginnt mystisch-verhalten zu den Worten „Erkennt, dass der Herr...“, doch bei „Gott ist“ explodiert der Klang in überlaute, härteste Dissonanzen. Das Phänomen des Göttlichen in seiner doppelten Gestalt als „tremendum et fascinosum“ wurde musikalisch je kaum überwältigender hörbar. Zudem bestimmen zahlreiche unvermittelt nebeneinander gesetzte terzverwandte Akkorde die Klangwelt. Der bewegten Passage „Er hat uns gemacht“ antwortet beruhigt der Chor: „und zu Schafen seiner Weide“.

Der dritte Satz (Allegretto con grazia): „Gehet zu seinen Toren ein“ erhält durch die mehrfach eingesetzte Solo-Violine eine neue Atmosphäre bei deutlich „gelichteter“ Satz und teils pastoralem, teils tänzerischem Habitus.

Das Finale des vierten Satzes (Andante sostenuto. Allegro maestoso) findet seinen grandiosen Höhepunkt in der majestätischen Doppelfuge „Denn der Herr ist freundlich“, der größten je von Reger erbauten Polyphonie. Ab Takt 440 werden beide Themen gekoppelt, dazu erschallt jeweils der Choral „Ein feste Burg ist unser Gott“ mit vier Trompeten und vier Posaunen unisono; die Wiederholung der Choralzeile übernehmen jeweils Posaunen, Tuba und die Pedaloktaven der Orgel.

Die große Bandbreite von geistlicher Musik aus Regers Feder zeigen die beiden geradezu intimen, im Kriegsmonat September 1914 entstandenen Sammlungen „Zwölf geistliche Lieder“ für eine Singstimme mit Orgel op. 137 sowie die „Acht geistlichen Gesänge“ für gemischten Chor op. 138. Die Texte der 12 Lieder sind dem bei Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München verlegten „Deutschen Psalter“ (Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung) entnommen. Neben zwei schlichten Weihnachtsgesängen und einem Aufruf, Christus, dem Morgenstern entgegenzugehen, stehen „Dein Wille, Herr, geschehe!“, ein „Grablied“ und die „Klage vor Gottes Leiden“. Den Rahmen bilden die „Bitte um einen seligen Tod“ und „Herr Jesu Christ, wir warten dein“; letzteres mit der Zeile: „Am End der Welt bleib nicht lang aus und führ uns in deins Vaters Haus“. Sämtliche Lieder sind homophon vertont, jedoch äußerst abwechslungsreich, mit delikater Harmonisierung.

Die „Acht geistlichen Gesänge“ für vier- bis achtstimmigen gemischten Chor a cappella reflektieren die Düsternis der Zeit, den Kampflärm auf den Schlachtfeldern und die Vergänglichkeit des Daseins (Der Mensch lebt und bestehet nur eine kleine Zeit – Matthias Claudius); sie rufen den Beistand der Heiligen an (Kreuzfahrerlied: Sankt Petrus der ist gut, der uns viel seiner Gnaden tut. Nun hilf uns, Maria, reine Magd. Schlachtgesang: Maria halt uns in der Wart! Sankt Peter unser Hauptmann sei); sie bringen aber auch das feste Vertrauen auf den barmherzigen Gott und den Retter Jesus Christus klar zur Sprache (Unser lieben Frauen Traum: Der Heiland ist unser Heil und Trost, mit seiner bitteren Marter hat er uns all erlöst. Wir glauben an einen Gott: Für uns wollte er leiden, ob wir möchten vermeiden, schwere Pein, den Tod der Ewigkeit).

Die Sorge um das persönliche Heil und um einen guten Tod sowie die Hoffnung auf die ewige Seligkeit sind die vorherrschenden Themen dieser beiden Sammlungen. Offenbar haben sie Reger persönlich stark umgetrieben. In diesem Kontext wird die von evangelischen Freunden des Komponisten sowie dessen Ehefrau vehement bestrittene, wohl aber tatsächlich abgelegte sakramentale Beichte Regers in Amsterdam völlig plausibel. Nach einem zeitgenössischen Bericht in der Berliner Allgemeinen Musik-Zeitung (AMZ 43 [1916], Nr. 23, S. 348ff.) habe Reger am 23. März 1916, also wenige Wochen vor seinem Tod am 11. Mai in Leipzig, in einem Hotelrestaurant einen katholischen Wiener Priester in Begleitung des polnischen Komponisten Feliks Nowowiejski (1877-1946, Schüler von Max Bruch, bekannt vor allem durch sein Oratorium Quo vadis?) gebeten, ihm die Beichte abzunehmen. Der Priester berichtete am nächsten Vormittag davon, bis in den Morgenstunden bei Reger gewesen zu sein, welcher eine Generalbeichte abgelegt habe. Seine katholischen Wurzeln hat Reger also nie geleugnet.

Am Morgen des 11. Mai 1916 ist Reger in einem Leipziger Hotelzimmer – er war am Abend vorher bei seinem Verleger C. F. Peters eingeladen – gestorben. Die Druckfahnen seiner „Acht geistlichen Gesänge“ lagen auf seinem Nachttisch. Was in vielen Werken als Spurenelement und andeutungsweise vorhanden war, wird in diesen letzten Gesängen dechiffriert und als Klartext verkündet; in ihnen entfaltet sich das Glaubensbekenntnis Max Regers: Alle Menschen müssen sterben, doch Hoffnung, Rettung und Heil liegt in der Erlösungstat Jesu Christi und in der Barmherzigkeit Gottes. „Der Eingangschor Der Mensch lebt und bestehet nur eine kleine Zeit ... ist symbolisch für Regers Leben und Sterben geworden, ebenso der Schlusschor „Wir glauben all an einen Gott“: beim Lesen der Korrekturen ist der Komponist im Leipziger Hotelzimmer sanft hinübergeschlummert“ (Helmut Wirth). □

Literatur zu beiden Texten:

Helmut Wirth: Max Reger in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1973.

Rainer Cadenbach: Max Reger und seine Zeit, Laaber 1991.

Susanne Popp: Artikel zu Reger, Max, in: MGG². Personenteil Bd. 13, Kassel, Basel u.a. 2005, Seiten 1402-1433.

Susanne Popp: Max Reger. Werk statt Leben – Biographie, Leipzig 2016.

Elektromobilität

Ohne Elektroautos ist die Mobilität – vor allem in Ballungsräumen – in der Zukunft nicht sicherzustellen, wenn gleichzeitig die Umweltbelastung durch den Verkehr verringert werden soll. Das ist die Kernaussage von Professor Markus Lienkamp, dem Initiator der Elektroauto-Projekte

„MUTE“ und „Visio.M“ an der Technischen Universität München. Der Diplomingenieur sprach am 21. April 2016 bei der Veranstaltung „Elektromobilität: Hype oder Revolution?“ in der Katholischen Akademie Bayern. Lesen Sie im Anschluss das überarbeitete Referat von Markus Lienkamp.

Hype oder Revolution?

Markus Lienkamp

Mit folgender Agenda will ich Sie durch meinen Vortrag führen: **Zuerst** werde ich auf die Megatrends eingehen, die uns in den nächsten Jahrzehnten erwarten; es sind wohl zwei, die eine gewichtige Rolle spielen. Danach möchte Ihnen, **zweitens**, meine Vision von Mobilität vorstellen, um dann **drittens** auf technische Verbesserungen bei den Verbrennungsmotoren zu sprechen zu kommen, sodass wir den Verbrauch auf die Hälfte senken. Wir haben durchaus die Chance, die Kurzstreckenmobilität mit Elektrofahrzeugen abzudecken, für Langstrecken sind allerdings weiterhin – verbrauchs- und dadurch abgasarme – Fahrzeuge mit Verbrennungsmotor nötig. Und schließlich, **viertens**, wollen wir über vernetzte Mobilität sprechen.

I.

Welches sind nun die Megatrends, die uns beeinflussen werden? Die Antwort ist recht einfach. Alles wird knapp. Zeit wird knapp: Die Menschen wollen Zeit sinnvoller nutzen, nicht nur im Stau stehen. Raum wird knapp: In den Großstädten – das sieht man hier in München beispielhaft – geht in der Rushhour mit dem Auto nicht mehr alles zu viel. Rohöl wird knapp. Wir sehen im Moment zwar eine Vergrößerung des Angebotes, weil die Förderung stark zugenommen hat. Aber das dürfte nur eine Momentaufnahme sein; zumindest wird Rohöl bald wieder teurer. Und gute Luft wird ebenfalls knapp: Das Thema CO₂-Ausstoß wird immer mehr ins Bewusstsein der Menschen dringen.

Ich will nun zwei Punkte herausgreifen: die Verfügbarkeit von Rohöl und den CO₂-Ausstoß. Wenn wir uns die Verfügbarkeit von nicht erneuerbaren Energieträgern anschauen, müssen wir begrifflich zwischen Reserven und Ressourcen unterscheiden. Unter Reserven versteht man die Bestände, die aktuell entdeckt und wirtschaftlich förderbar sind. Unter Ressourcen hingegen versteht man das, was es geben könnte. Genaue Zahlen sind dabei schwer zu ermitteln, denn man weiß zum einen nicht, ob die Lagerstätten überhaupt ausgebeutet werden können, oder man hat die Lagerstätten sogar noch nicht einmal lokalisiert, oder aber die Förderung wäre zumindest extrem teuer oder energieaufwendig.

Bei Erdöl-Reserven reden wir von einer Reichweite von 62 Jahren. Diese



Prof. Dr.-Ing. Markus Lienkamp, Inhaber des Lehrstuhls für Fahrzeugtechnik an der TU München, Initiator der Fahrzeug-Forschungsprojekte „MUTE“ und „Visio.M“

Prognose hat sich in den vergangenen Jahren auch nicht verkürzt, weil immer wieder neue Erdölvorkommen entdeckt wurden. Sehen wir uns die Ressource an, dann sprechen die Prognosen von rund 160 Jahren, wenn man den geschätzten Verbrauch zugrunde legt. Bei Erdgas liegen die Schätzungen ähnlich, weil dessen Förderung technisch noch sehr stark an die des Rohöls gekoppelt ist. Die Vorräte von Kohle gelten sogar als nahezu unendlich, sowohl bei Steinkohle als bei Braunkohle. Auch bei Uran würde es wohl lange nicht zu einer Verknappung kommen.

Wenn wir uns die verschiedenen Prognosen – optimistischere und weniger optimistische – zur Erdölförderung anschauen, so stimmen sie überein, dass zwischen 2020 und 2030 der Peak erreicht sein wird. Dann geht die Produktion zurück. Das wäre an sich noch nicht dramatisch. Wenn wir aber dagegenhalten, welche Mengen an zusätzlichem Öl die Weltwirtschaft bei einem linear fortgeschriebenen Wirtschaftswachstum benötigt, dann zeichnen sich am Horizont Probleme ab. Dann würden wir nämlich im Jahr 2037 doppelt

so viel Öl verbrauchen wie wir fördern können, 2050 wäre bereits das Vierfache der möglichen Maximalproduktion vonnöten, und 2064 schließlich lägen wir beim Achtfachen.

Die Erdölindustrie selbst behauptet, sie könne die Förderung in den kommenden Jahrzehnten konstant halten. Aber selbst wenn wir das als wahr unterstellen, verschiebt sich der Zeitpunkt der Verknappung nur leicht, auf 2040, 2070 und 2100. Viel haben wir also nicht gewonnen. Und: Wenn wir mehr fördern wollen, dann wird der Rohstoff teurer, denn die Erschließung von neuen Ölvorkommen ist trotz neuer Fördertechniken aufwändiger und damit kostenintensiver. Und wir sehen Schwankungen des Erdölpreises, von Analysten „Schweinezyklen“ genannt: Ist Öl teuer, werden massenhaft neue Förderstellen erschlossen und viel produziert, der Rohstoff wird – wie aktuell zu sehen – billig. Das Ergebnis: Seit zwei Jahren hat kein Mensch mehr in die Ölförderung investiert, sodass in spätestens ein, zwei Jahren die Preise wieder anziehen werden.

Auch die Entwicklung von Biokraftstoffen ist auf lange Sicht keine Lösung.

Ein zweiter Effekt, der für Europa eine entscheidende Rolle spielt: Wir sind abhängig vom Import. Wir müssen fast 100 Prozent unseres Bedarfs importieren und sind dadurch erpressbar – ein weiterer Grund, warum wir vom Öl unabhängig werden wollen.

Auch die Entwicklung von Biokraftstoffen ist auf lange Sicht keine Lösung. Selbst wenn man die heutigen Verfahren, bei denen nur Teile der Pflanzen verwendet werden, verbessern würde – was technisch möglich ist –, würde die Produktion nicht ausreichen, um den Bedarf zu decken.

Eine weitere Möglichkeit läge in der Erdgas-Verflüssigung. Dabei kommt ein sehr hochwertiger Kraftstoff heraus, für dessen Herstellung allerdings hohe Investitionen erforderlich wären. Dasselbe gilt für die Kohleverflüssigung, „coal to liquid“ – das Fischer-Tropsch-Verfahren wäre hier eine denkbare Technik. Allerdings sind sich die Experten auch hier einig: Mehr als zehn Prozent des aktuellen Bedarfs an Kraftstoff sind mit diesen Techniken nicht zu produzieren.

Selbst wenn wir weiterhin genug Erdöl fördern beziehungsweise auf andere Weise Kraftstoffe für Verbrennungsmotoren herstellen könnten, bleibt die Problematik der Umweltverschmutzung: neben der Verschmutzung der Atmosphäre durch CO₂, auch die Feinstaubbelastung oder die negativen Folgen des Ausstoßes von NO_x. Schon planen größere Städte Umweltzonen mit Fahrbeschränkungen oder versuchen eine City-Maut einzuführen, deren Höhe sich nach CO₂-Ausstoß und Verschmutzung bemisst. Wobei die Emission von CO₂ kein lokales Problem ist, sondern ein globales. Es gibt schon ganze Länder, blicken wir auf China, die wegen des CO₂-Ausstoßes und des Feinstaubproblems in den Städten erkannt haben, dass Elektromobilität die einzige Chance ist, das Problem zu lösen.

Mittlerweile haben sich nahezu alle Staaten der Welt entschlossen, die CO₂-Grenzwerte zu senken, und zwar massiv. Damit wird es ernst für die Hersteller von Verbrennungsmotoren. Zurzeit liegt der Ausstoß bei Fahrzeugen mit Verbrennungsmotor im Durchschnitt aller Wagen bei 180 Gramm CO₂ pro Kilometer; das sind rund sieben Liter Kraftstoffverbrauch pro hundert Kilometer. Die Europäische Union hatte vor

jetzt acht Jahren für 2013 den Grenzwert auf 130 Gramm gesenkt, was zu großem Wehklagen in der Automobilindustrie führte, der Untergang der Welt wurde an die Wand gemalt. Doch was ist passiert? Gar nichts. Seit 2013 gilt diese 130-Gramm-Grenze, alles ist in Ordnung. Manche Hersteller haben es geschafft, indem sie die Testzyklen besonders gut durchgeführt haben, aber alle haben es geschafft, auf die geforderten 130 Gramm zu kommen.

Jetzt peilt die Europäische Union für das Jahr 2021 bereits einen Grenzwert von 95 Gramm an. Da sind wir dann bei ungefähr dreieinhalb Litern pro einhundert Kilometer, im Zyklus. Nach dem VW-Skandal hat man nun kurzfristig entschieden: Wir verschärfen die Regelung noch einmal um zehn Prozent. Das heißt: Wir reden jetzt eigentlich nicht über 95 Gramm, sondern schon über nur noch 85 Gramm.

Und die EU diskutiert aktuell darüber, im Jahr 2025 nur noch 70 Gramm zu erlauben, was dann deutlich unter drei Liter Kraftstoffverbrauch pro hundert Kilometer im Mittel bedeuten würde. Damit erzwingt die EU regelrecht Elektroautos. Denn wenn man nicht zumindest einen gewissen Anteil des Verkehrs mit Elektroautos bewältigt, ist die Einhaltung der Grenzwerte faktisch unmöglich. Verstöße sind mit spürbaren Strafzahlungen bei CO₂-Grenzwertüberschreitungen belegt. Das gilt übrigens schon heute. Wenn ein Wagen aktuell mehr als die geforderten 95 Gramm ausstößt, dann ist pro 100 Gramm CO₂ eine Strafzahlung von 10.000 Euro fällig, die der Automobilhersteller tragen muss. Das heißt, er müsste das Auto 10.000 Euro teurer machen.

Viele Länder bewegen sich in die gleiche Richtung wie die EU. Es gibt allerdings eine Ausnahme: Die USA haben zwar ebenfalls einen strengen Grenzwert, 97 Gramm. Aber es gibt einen kleinen oder bedeutenden Unterschied: Der Grenzwert gilt nur für PKW; aber etwa 50 Prozent des Marktes in den USA sind SUV oder kleine Trucks, für die es keine Beschränkung gibt.

Jetzt peilt die Europäische Union für das Jahr 2021 bereits einen Grenzwert von 95 Gramm an.

Viele Länder wollen sogar schärfer regulieren und wollen nur noch komplett emissionsfreie Autos, also nur noch Elektrofahrzeuge, fahren lassen. Norwegen hat das zumindest gerade angekündigt: Ab 2025 werden nur noch Elektrofahrzeuge neuzugelassen. Die Niederlande diskutieren das im Moment auch. Indien hat es angekündigt, für etwa 2030, und es gibt die ZEV-Allianz (Zero-Emission Vehicle Alliance), zu der auch Deutschland gehört, die die Null-Emission zumindest ab 2050 fordern.

Und China wird die Karte der Elektromobilität ganz massiv spielen, denn für China ist Elektromobilität die einzige Chance, technologisch gleichzuziehen. Denn bei Verbrennungsmotoren kann China den Rückstand zu den hochentwickelten Nationen kaum aufholen, denn die Entwicklung eines solchen Motors ist hochkomplex, besonders was Regelungstechnik und die dazugehörige Software angeht. Während ein Elektromotor dagegen technisch vergleichsweise eine Kleinigkeit ist.

Zwischenfazit: Es ist der politische Wille, vom Öl unabhängig zu werden und die CO₂-Emissionen herunterzufahren, der den Weg zum Elektroauto



Professor Lienkamps Vortrag war sehr instruktiv und kurzweilig.

ebnen wird. Der Wunsch, lokale Emissionsfreiheit zu erreichen, indem man Innenstädte für Fahrzeuge mit Verbrennungsmotor sperren muss, wird den Durchbruch bringen. Denn wenn man den Kohlendioxid-Ausstoß im Durchschnitt der Fahrzeuge auf 70 Gramm senken will, heißt das mindestens 20 Prozent Elektroautos.

II.

Stellen wir uns einmal vor, Sie sind Abteilungsleiter bei BMW, wohnen in Haidhausen oder Bogenhausen und haben ein Einfamilienhaus. Dann werden Sie in Zukunft, schon in sehr naher Zukunft, zwei Autos besitzen: ein Elektroauto für die Kurzstrecken, für die Fahrt zur Arbeit, und eines für Langstrecken, vielleicht um einmal eine Reise zu unternehmen. Das wird vielleicht sogar noch ein Auto mit Verbrennungsmotor sein. Denn wenn Sie über hunderte Kilometer fahren wollen, wird das in den kommenden Jahren mit einem Elektroauto noch nicht so einfach sein.

Dann schauen wir uns aber einmal den typischen Professor an der TU München an. Der wohnt in Schwabing oder der Maxvorstadt, hat eine Wohnung, hat vielleicht noch eine Garage; und da steht dann sein Elektroauto. Das reicht ihm eigentlich, denn die meiste Zeit fährt er sowieso nur kürzere Strecken, und wenn er einmal längere Distancen zu bewältigen hat, schaut er auf sein Smartphone, meldet, wo er hin will und findet einen Anbieter, der ihm diese Mobilität zur Verfügung stellt, zum Beispiel ein Auto durch Car Sharing oder einen Mietwagen.

Und dann nehmen wir noch den Studenten der TU München, der auch in Schwabing, allerdings in einem WG-Zimmer, wohnt. Der hat weder eine Garage noch ein eigenes Auto, das er

auch nicht braucht. Wenn er einmal mit einem Auto fahren möchte, kann er sich eins bestellen, das dann in wohl schon naher Zukunft sogar vorgefahren kommt. Und wenn er es nicht mehr braucht, dann stellt er es einfach ab und es fährt selbstständig wieder weg. Und falls er längere Strecken fährt, bestellt er sich einfach ein Busticket und fährt los.

III.

Kommen wir noch einmal zurück zum Verbrennungsmotor, dessen Verbrauch um 50 Prozent sinken muss, um überhaupt noch ein Mitspieler im Konzert sein zu können. Diese Verbesserungen sind technologisch nicht völlig unrealistisch, aber ambitioniert. Man wird kleinere Motoren entwickeln, immer mehr Zweizylinder-, Dreizylindermotoren, in der Luxusoberklasse noch Vierzylindermotoren. Dadurch ist es möglich, den Hubraum zu reduzieren. Fehlende PS werden dann über einen Turbolader ergänzt. Viele Hersteller planen auch noch Zusatzmaßnahmen. Das geht im Wesentlichen in Richtung Elektrifizierung der Aggregate, zumindest der Nebenaggregate, sprich der Wasserpumpe, Ölpumpe, Lenkunterstützung, bei der nur bedarfsgerecht zugesteuert wird. Diese Entwicklungen nennt man bei BMW „EfficientDynamics“, VW spricht von „BlueMotion“, jeder Hersteller gebraucht einen anderen Ausdruck. Wir werden im Antriebsbereich auch sehen, dass mehr Automatikgetriebe eingesetzt werden müssen. Denn beim heutigen Zyklustest ist das Automatikgetriebe besser als das Schaltgetriebe, weil der Fahrer beim Automatikgetriebe im Zyklustest frei schalten dürfte, während beim Schaltgetriebe die Gänge vorgegeben sind.

Was wir auch sehen werden, ist eine Hybridisierung. Die deutschen Hersteller

orientieren sich im Moment nicht an dem, was Toyota vorgegeben hat. Toyota hat ein sehr aufwendiges und damit teures Hybridsystem. Die deutschen Hersteller gehen eher in die Richtung 48 Volt, das reicht für etwa 10 Kilowatt und somit für den Prüfzyklus ausreichend. Auch eine ganz ordentliche Spritersparnis ist damit erreichbar.

Aerodynamik wird ebenfalls ein Thema sein. Fahrzeuge werden immer flacher, immer stromlinienförmiger. Das ist schön zu beobachten an der neuen A-Klasse. Früher war die A-Klasse richtig hoch, ergonomisch hervorragend und hässlich. Heute ist sie flach, man kann kaum noch einsteigen, aber sie ist schön, aerodynamisch gut und damit verbrauchsärmer. Wir müssen auch noch mehr in Richtung Leichtbau gehen. Das geht durch hochfeste Stähle oder durch Aluminiumeinsatz.

Die letzte Maßnahme, die man immer treffen kann, ist die kostengünstigste, effektivste und einfachste: Wir machen die Autos einfach kleiner. Dann werden wir vielleicht nicht solche Fahrzeuge auf den Straßen sehen wie heute, die konzeptbedingt Verbräuche haben im Bereich von zehn Litern auf hundert Kilometer – Realverbrauch. Sie wiegen aber eben zweieinhalb Tonnen. Da können wir als Ingenieure überhaupt nichts machen. Sie können so viel hybridisieren wie sie wollen, bei den geltenden Energiegesetzen bleibt der Verbrauch hoch.

Bei konventionellen Fahrzeugen mit Verbrennungsmotor können wir – wenn wir die Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte zugrunde legen – durch weitere technische Verbesserungen rund ein Prozent Verbrauch pro Jahr einsparen. Die ambitionierten Ziele der Politik von heute 130 Gramm CO₂-Ausstoß bis 2021 auf 95 Gramm ist dadurch aber nicht zu schaffen; denn das wären 30 Prozent. Und völlig utopisch wäre es, die weiterhin geforderten Einsparungen bis 2025, noch einmal 20 Gramm oder 20 Prozent, zu schaffen.

Wenn wir vollständig auf Erdgas betriebene Autos umstellen würden, sparen

wir 25 Prozent Verbrauch und sogar noch Geld. Das bietet sich gerade für die Benzinfahrzeuge an, wäre aber auch bei Lkw zu machen, also bei Dieselfahrzeugen. Ein weiterer Vorteil wäre, dass wir Erdgas auch aus Strom erzeugen könnten, also den Überschuss aus erneuerbaren Energien in Methan umwandeln könnten. Wir könnten dieses Erdgas auch sehr gut über mehrere Wochen im deutschen Erdgasnetz speichern, das sehr gut ausgebaut ist. Und letztlich sind auch die Reserven und Ressourcen bei Erdgas größer als bei Erdöl. Allerdings

Aerodynamik wird ebenfalls ein Thema sein. Fahrzeuge werden immer flacher, immer stromlinienförmiger.

hat sich VW gerade aus der Entwicklung von Erdgas-Antrieben zurückgezogen, weil der Kunde es nicht will.

Kommen wir noch einmal auf die Einsparung von ein Prozent pro Jahr zurück, die wir mit der Optimierung von Brennstoffmotoren realistischer Weise schaffen könnten. Ganz grob kann man sagen, dass die Hälfte der Mobilität Kurzstreckenmobilität, die Hälfte Langstreckenmobilität ist. Ich behaupte, dass die Kurzstreckenmobilität mit Elektrofahrzeugen sicherzustellen ist, und zwar schon heute auch wirtschaftlich. Wir sehen Elektrofahrräder, wir sehen über hundert Millionen Elektroscooter in China.

Und genau dahin haben wir uns auch mit unserem Elektrofahrzeug „Visio.M“ bewegt, als wir vor sechs Jahren mit der Entwicklung begannen: ein Zweitfahrzeug mit einer realen Reichweite von etwa 120 Kilometern ausgelegt für zwei Personen. Es gibt natürlich weitere Hersteller wie Tesla Motors, die sich im Luxussegment tummeln, BMW mit dem i3 agiert im mittleren Segment, Lieferfahrzeuge wie ein Renault Kangoo werden

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter www.kath-akademie-bayern.de finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

Abendveranstaltung

Donnerstag, 1. September 2016

Quo vadis, Europa?!

Mit Manfred Weber, Vorsitzender der Fraktion der Europäischen Volkspartei im Europäischen Parlament

Tagung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Tutzing und der Hanns-Seidel-Stiftung in Tutzing

Freitag/Samstag, 9./10. September

Christen in der Politik

Zwischen Kompromiss und Kompromittierung

Vernissage

Montag, 12. September 2016

Warum bleibt die Tankstelle als wäre sie von Michelangelo?

Ausstellung mit Werken von Martin Gensbaur

Nachbarschaftsfest

Freitag, 16. September 2016

Altschwabinger Sommerausklang

Abendveranstaltung

Mittwoch, 21. September 2016

Migration und Integration in historischer Perspektive

Mit Marita Krauss

Philosophische Tage

Donnerstag bis Samstag, 6. bis 8. Oktober 2016

Zukunft

Welchen Fragen stellt sich die Philosophie?

Forum

Mittwoch, 12. Oktober 2016

Genome Editing

Chancen und Grenzen mit Michael Sendtner, Eberhard Schockenhoff, Jochen Taupitz und Brigitte Schlegelberger

Abendveranstaltung

Montag, 24. Oktober 2016

„Gott los werden. Wenn Glaube und Unglaube sich umarmen“

Mit Tomáš Halík und Pater Anselm Grün

Podiumsdiskussion in Zusammenarbeit mit der Redaktion der Zeitschrift „OST-WEST. Europäische Perspektiven“

Donnerstag, 27. Oktober 2016

Polen in Europa

Zwischen Isolation und Integration Mit Irena Lipowicz, Andrzej Osiał, Erzbischof Wiktor Skworc und Thomas Urban

schon gebaut, oder Smarts von Daimler. Ich glaube, das ist das Feld, in dem es profitabel ist, ein Elektroauto zu entwickeln. Denn: Wer ist schon bereit, mehr Geld auszugeben für ein Elektroauto, das weniger kann?

2010 haben wir mit den Entwicklungen begonnen und gesagt, wir glauben erstens, dass es technologisch möglich ist, solch ein Fahrzeug zu bauen. Und zweitens, wir glauben, dass die Produktion auch wirtschaftlich rentabel ist, denn es wird kostengünstiger herzustellen sein als heutige Kleinwagen mit Verbrennungsmotor. Das ist uns auch, zumindest theoretisch, sehr gut gelungen: Wir haben einen Kleinwagen, für zwei Personen und zwei Gepäckstücke. Die Reichweite beträgt garantiert immer über hundert Kilometer, egal in welcher Fahrsituation und unter welchen Witterungsverhältnissen.

2010 haben wir mit den Entwicklungen begonnen und gesagt, wir glauben, dass es technologisch möglich ist, solch ein Fahrzeug zu bauen.

Die Kosten für den Kunden, die „total cost of ownership“, sollten gleich sein wie bei einem heutigen Kleinwagen. Wir haben dafür die Anforderungen etwas reduziert. Das Auto fährt nur 120 Kilometer pro Stunde, ist relativ leicht und hat auch eine geringere Leistung. Es ist so breit und so lang wie ein Fiat 500 und so hoch wie ein Porsche „Neunelfer“.

Wir haben auch versucht, den Energieverbrauch möglichst zu verringern, über sehr gute Aerodynamik mit besten cw-Werten (Strömungswiderstandsbeiwert) und einer kleinen Stirnfläche. Wenn man sich das Ergebnis einmal im Verhältnis zu anderen Fahrzeugen anschaut, dann liegen wir mit dem Energieverbrauch schon sehr, sehr niedrig. Das Ganze ist mit einem Hochvoltspeicher versehen, also einer Batterie, die von der Energiespeicherdichte besser ist als das Produkt, was die Firma Tesla heute zu bieten hat.

Wir haben auch das Tesla-Projekt durchgerechnet, übrigens schon 2014, als alle anderen noch gelacht haben. Unsere Voraussage war, dass der Tesla Model 3 im Jahr 2020 für einen Preis um die 33.000 Euro zu haben ist. Und das ist ungefähr der Preis, den auch Tesla jetzt genannt hat. Keiner hat damals daran geglaubt, wir hatten aber recht. Die Kalkulation für unseren Visio.M ergab, dass man ihn für rund 16.000 Euro verkaufen könnte.

Und das ist nur die eine Seite. Unser Elektroauto ist per definitionem mit Null Gramm CO₂ belegt, was eine große Ersparnis erbringt. Denn wir sparen, wenn wir dieses Auto auf den Markt bringen, Strafzahlungen für ab 2021 unerlaubte CO₂-Emissionen in Höhe von 9.000 Euro, die Hersteller eines gleichwertigen Wagens mit Verbrennungsmotor zahlen müssten, da sie die strenge Abgasnorm nicht einhalten könnten.

Fakt ist, dass der Kunde für ein Elektroauto nicht mehr zahlen will. Um dem Kunden die Wirtschaftlichkeit eines Elektroautos weiter zu verdeutlichen, gibt es einmal die Möglichkeit, eine sehr hohe Laufleistung zu schaffen. Wir haben ein Elektrotaxi konzipiert und gebaut, das als Taxi in Singapur über 500 Kilometer pro Tag fährt. Wir haben das Fahrzeug mit einem Schnellladesystem versehen und können die Batterie in zwölf Minuten wieder zu etwa 70 Prozent aufladen. Das heißt, jedes Mal, wenn das Taxi Pause macht, weil der Fahrer Kaffee trinkt oder irgendwo kurz hält und auf Kunden wartet, kann er die Batterie laden, und das Fahrzeug kann somit rund um die Uhr in Betrieb sein.

Ein nächster Punkt ist es, die Batteriekosten zu senken. Und das geht nur durch Massenfertigung und Innovation. Schon heute gibt es eine „Giga-Factory“, deren Produktionsvolumen größer ist als die sämtlicher anderer Fabriken für Batterieproduktion weltweit. Diese „Giga-Factory“ senkt die Fertigungskosten etwa um 30 Prozent.

Was nun staatliche Förderung der Elektromobilität angeht, so halte ich nicht allzu viel davon. Wir müssen einfach ein paar Jahre warten, bis in einem Innovationszyklus Neues entwickelt wird. Ich glaube, es wird sich – auch ökonomisch – schon von selbst ergeben. Ein politischer Ansatz wäre es allerdings, eine Monopolsituation zu schaffen



Foto: TU München

Der „Visio.M“ auf der Teststrecke: Die Konstrukteure garantieren eine Reichweite von 120 Kilometern.

und nur mehr Elektroautos zuzulassen.

Hat der Kunde sich für ein Elektrofahrzeug entschieden, weil er den Preisvorteil erkannt hat, muss er dennoch noch mit zwei praktischen Problemen kämpfen: Zum einen muss das Fahrzeug aufgeladen werden, was zu Hause – zumal in Großstädten – oft kompliziert ist. Sie müssen das Auto also zu einer Ladestation bringen, und wenn Sie damit fahren wollen, wieder zurück.

Damit sind wir beim zweiten praktischen Problem: automatisches Fahren. Wir müssen Elektroautos so bauen, dass sie sich, auf Kurzstrecken, selbstständig bewegen können. Zumindest sollten sie einen halben Kilometer automatisch fahren können. Das haben wir mit unserem Versuchswagen auch erfolgreich realisiert – er fährt automatisch. Wir haben uns eines kleinen Tricks bedient: Das Auto hat Kameras. Wir senden das Kamerasignal über das Handynet an unser Taxi-Callcenter, und das Auto wird ferngesteuert gefahren. Am Anfang hat keiner daran geglaubt, dass es gehen könnte, aber es funktioniert tatsächlich, LTE-Netze haben heute schon eine ausreichende Datenrate. Es ist unser Ansatz, die Bereitstellung auch kurzfristig zu organisieren. Und wenn Sie – so unsere Vision – einmal ein größeres, schickeres Auto fahren möchten, können Sie auch das ausleihen. Es wird Ihnen dann auch vor die Haustüre gefahren werden.

Wenn wir in die Zeit nach 2025 schauen – wir haben schon eingerechnet, dass die Batteriepreise massiv sinken, das ist der größte Stellhebel –, dann ergibt sich, dass in vielen Fahrzeugkategorien, mit Ausnahme der Oberklasse, das Elektrofahrzeug in der Vollkostenrechnung schon dann am günstigsten wäre. Deutschland ist noch dazu ein sehr schwieriger Markt, denn wir haben sehr hohe Strompreise. In anderen Ländern der EU sieht das schon deutlich besser aus. EU-weit würde sich das Elektroauto schon bei niedrigeren Kilometerleistungen ab rund 10.000 Kilometer pro Jahr rechnen. Das gilt übrigens auch für die USA. Fahrzeuge mit Elektroantrieb wären auch dort schon bei relativ moderaten Laufleistungen wirtschaftlich.

Generell gilt: Elektroautos sind in der Anschaffung teurer, im Betrieb billiger. Denn ihr Betrieb verursacht weniger Wartungskosten, auch die Stromkosten

sind erheblich niedriger sind als die Benzin- oder Diesellosten. Es bleiben aber die höheren Kosten in der Anschaffung – da brauchen wir nicht lange herumreden.

Um die Akzeptanz zu fördern, sind weitere technische Verbesserungen sicher nötig, aber jeder Zeit auch möglich. Dazu zählt die Energiedichte von Lithium-Ionen-Zellen. Wir haben in den letzten zwanzig Jahren etwa sieben Prozent pro Jahr an Energiedichte gewonnen. Sie haben noch die Zahl von einem Prozent im Kopf, die der Verbrennungsmotor pro Jahr an Effizienz gewann. Bei den Batterien waren es sieben Prozent. Die Chemiker – auf diesem Gebiet die Spezialisten – sind sich

Um die Akzeptanz zu fördern, sind sicher weitere technische Verbesserungen nötig, aber jeder Zeit auch möglich.

relativ sicher, dass dieser Effizienzgewinn in den nächsten fünf, sechs, sogar sieben Jahren wahrscheinlich weiterhin bei je sieben Prozent pro Jahr liegen wird.

Natürlich müssen wir immer auch Alternativen zum Elektroantrieb im Auge haben. Nehmen wir den Wasserstoff, dessen Einsatz als Antriebsenergie technisch sehr wohl möglich ist. Wasserstoffautos, gerade auf Brennstoffzellenbasis, werden zum Beispiel von Daimler entwickelt, Toyota hat sogar schon einen Motor in Serienreife konstruiert. Solch ein Fahrzeug kostet zwar 80.000 Euro, aber es gibt schon eine Serienproduktion, wenn auch nur in kleinsten Stückzahlen. Aber Wasserstoff hat einige Nachteile. Wasserstoffautos brauchen viermal so viel Energie wie vergleichbare Elektroautos, weil die Energiewandlungsketten bis hin zum Wasserstoff und dann in der Brennstoffzelle katastrophal schlechter sind im Verhältnis zum Elektroauto.

Nachteile gibt es auch mit Blick auf den Katalysator. In den Brennstoffzellenmembranen sitzt Platin als Katalysator, aktuell 22 Gramm pro Hundert Kilowatt. Wenn man diese Zahl auf die Jahres-



Foto: TU München

Unterscheidet sich von außen nicht von einem gleichwertigen Fahrzeug mit Verbrennungsmotor: der „Visio.M“



Foto: TU München

So sieht eine Batterie für ein Elektrofahrzeug von innen aus.

produktion von Platin weltweit hochrechnet, könnten wir maximal zehn Prozent aller Neufahrzeuge mit Brennstoffzellen ausrüsten. Dann wäre aber auch sämtliches Platin, die ganze Jahresproduktion, aufgebraucht. Und weil die Platinproduktion an die Goldproduktion gekoppelt ist, kann man sie auch nicht beliebig erhöhen.

Was noch gänzlich ungelöst ist, ist das Thema Erzeugung und Verteilung von Wasserstoff, also der Aufbau eines Wasserstoffnetzes. Wir können der Politik jetzt nicht allen Ernstes klar machen: Wir brauchen einmal sofort ein flächendeckendes Netz von Schnellladestationen für die Elektroautos, zweitens, wir brauchen Wasserstoff-Tankstellen, auch flächendeckend bitte und bestens funktionierend. Das ist nicht durchsetzbar. Und die meisten Länder haben sich gerade für das Elektroauto entschieden. Deshalb liegt darin die Zukunft.

IV.

Wir kommen zu meinem letzten Punkt: die vernetzte Mobilität. Dabei geht es um nichts anderes als um die Frage, wie wir es schaffen, dass mehr als eine Person in einem Auto transportiert wird. Heute sitzen im Schnitt 1,2 Menschen in einem Wagen. Das ist verschenkte Transportkapazität. Städte begannen ihre Mobilität mit ÖPNV, dann kam ein bestens ausgebautes Straßennetz, denn alle wollten Auto fahren. Das führte zum Verkehrsinfarkt und merkte man, dass der Verkehr auf diese Weise nicht mehr bewältigt werden konnte. Dann entstanden U-Bahn-Netze, Transportknotenpunkte, wobei München übrigens vorbildlich agierte: „park and ride“, Mietwagenkonzepte, Car Sharing, Mobilität auf sehr hohem Komfortniveau.

Ich möchte Ihnen meine Erfahrung von vor knapp zehn Jahren erzählen. Ich war damals bei VW, in Wolfsburg. Wie kommt man von Wolfsburg nach Hamburg, wohin ich zu einem Seminar musste? Mit dem Auto, geht nicht anders, wenn man einigermaßen schnell unterwegs sein will. 55 Teilnehmer aus Wolfsburg nahmen an diesem Seminar teil. Wie viele Autos fuhren? Kleiner Tipp: Es waren dienstwagenberechtigte Mitarbeiter von VW. Also ergab sich die Zahl von 55 Autos. Der eine musste ein bisschen früher los, der andere ein bisschen später, man fährt ja sowieso

gern Auto. Also 55 mal 200 Kilometer, einfache Strecke, mal acht Liter auf 100 Kilometer, macht 880 Liter Treibstoff. Ich habe damals meine Sekretärin gebeten zu eruieren, ob vielleicht noch andere Mitarbeiter aus Wolfsburg mit mir mitfahren wollten. Wir sind schließlich zu viert gefahren und hatten sogar einen Riesenspaß im Auto.

Alles wächst immer mehr zusammen. Wir haben mittlerweile Mitfahrgelegenheiten, ÖPM, Car Sharing, Taxi, immer mehr Angebote über Smartphones. Sogar die Automobilhersteller bieten es schon an. Auch neue Reisebuslinien sind auf dem Markt. Dagegen hat sich die Bahn zuerst massiv gewehrt, sogar geklagt. Und inzwischen bietet sie es sogar selbst an.

Die Geschichte von Uber: Uber wird immer als Synonym für Taxi gebraucht. Dabei hat diese Firma eine ganz andere Zielsetzung. Die Grundidee von Uber ist, mehr als eine Person in ein Auto hineinzubekommen und dadurch den Transport zusammenzufassen, damit zur Reduzierung der Verkehrslast beizutragen und die Vernetzung der Verkehrsteilnehmer zu erreichen. AUTO BILD hat einmal einen Versuch durch-

geführt: alternativ mit Bus, Bahn, Auto oder Flugzeug von Hamburg nach Frankfurt zu kommen. Mein Resümee war: Ich hätte den Bus oder die Bahn genommen – preiswert, sicher und komfortabel.

Inzwischen spricht man nämlich von der Qualitätszeit. Autofahren gilt nicht als Qualitätszeit, denn dabei können Sie nichts anderes machen. Sie können nicht lesen, Sie können nicht mit dem Laptop arbeiten oder telefonieren. Es macht vielleicht noch ein bisschen Spaß, aber das war's dann auch. Wenn ich von Garching nach München hinein-fahre, setze ich mich immer in die U6, Station Garching-Forschungszentrum, klappe meinen Laptop auf und habe dann zwanzig Minuten Zeit, zum Beispiel um meine E-Mails abzuarbeiten. Sobald ich angekommen bin, klappe ich meinen Laptop zu, marschiere los und bin völlig stressfrei – nach genossener Qualitätszeit – dort, wohin ich wollte.

Und ein letzter Punkt ist: gar keine Mobilität. Als ich damals von Braunschweig nach München gekommen bin, nach Garching an die TU, habe ich mir überlegt wo ich hinziehe. Meine wesentlichen Kriterien waren: Erstens, ich brauche einen U-Bahn-Anschluss, zweitens, ich möchte maximal zehn Minuten zur Arbeit fahren, und drittens, es muss eine Schule für die Kinder in der Nähe sein. Seitdem wohnen wir in Garching. Ich könnte jetzt mit dem Elektroauto fahren, aber das würde viel zu lange dauern: sieben Minuten. Stattdessen fahre ich mit dem Fahrrad, denn das dauert nur sechs Minuten. Und betrachten wir Großstädte: Dort werden die meisten Strecken zu Fuß zurückgelegt. Es werden mittlerweile sogar gesamte Städte darauf hin entworfen, so etwa eine neue Mega-City in China, Lingang. Dort wurde vor allem für Fußgänger geplant. Im Prinzip wird im Innenstadtbereich nur noch gelaufen, dort verkehren keine Fahrzeuge mehr, es gibt für sie keine Verkehrsflächen mehr. Mit Zubringerbussen wird die Verbindung in die Schlafstädte sichergestellt.

Würden wir alle Verbesserung zusammenzählen, die ich angesprochen habe, kämen wir für die Zukunft auf etwa 15 Prozent des heutigen Ölverbrauchs. Das heißt, auch auf nur 15 Prozent CO₂-Ausstoß, verglichen mit heute, und das, ohne gravierende Einschränkungen in der Mobilität zu erleiden. Und ich glaube, dass wir sogar etwas mehr Qualitätszeit haben würden als heute.

Wenn wir heute anfangen, ein Auto zu entwickeln, dann brauchen wir etwa

fünf Jahre, bis dieses Fahrzeug in die Produktion geht: testen, Werkzeuge dafür konstruieren und ähnliches. Autos haben in der Regel eine Produktionslaufzeit von zehn Jahren. Ein gekauftes Fahrzeug ist etwa 15 Jahre in Betrieb. Elektrofahrzeuge wohl eher noch länger, weil sie keine Verschleißteile mehr haben, oder zumindest kaum mehr welche. Das heißt, wenn wir heute ein Auto entwickeln, dann verschwindet dieses erst in rund 30 Jahren wieder von der Straße. Wenn wir also heute anfangen, Entscheidungen zu treffen, dann wird erst im Jahr 2046 diese Entscheidung von der Straße wieder verschwinden.

Wenn wir heute anfangen, Entscheidungen zu treffen, dann wird diese Entscheidung erst im Jahr 2046 wieder von der Straße verschwinden.

Mein Resümee: Hype oder Revolution? Revolution! Aber nicht für die Ingenieure. Wir packen das – es ist technisch nicht so schwierig. Ich glaube auch nicht, dass die deutsche Automobilindustrie die Entwicklung verschlafen hat. Sie hat gewartet, bis es ökonomisch sinnvoll ist, zu investieren. Für Ingenieure und Industrie ist es nur ein kleiner Schritt, für die Kunden aber ein sehr großer. Die Kunden müssen sich umstellen, sie müssen es akzeptieren, und sie müssen wir auf dem Weg zum Elektroauto mitnehmen. □

Ausführliche Informationen zum Thema finden sich in einem neuen Buch, das kostenlos downloadbar ist. Zu finden unter:
https://www.researchgate.net/publication/304247929_STATUS_ELEKTROMOBILITAT_2016_ODER_WIE_TESLA_NICHT_GEWINNEN_WIRD



Foto: TU München

Die Struktur des „Visio.M“: einer der Schritte bei der Konstruktion des Fahrzeugs.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 46

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Mitarbeit: Simon Berninger
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355 000, BLZ 75090300
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding

Jenny Erpenbeck

Rund 150 Literaturfreunde waren am Abend des 6. Juli 2016 in der Katholischen Akademie Bayern, um Jenny Erpenbeck zu erleben. Die Schriftstellerin war zu Gast in unserer Reihe „Autoren bei Albert von Schirnding“. Lesen Sie im Folgenden den einführnden Vortrag von Albert von Schirnding. Komplettiert wurde der

Abend durch ein Gespräch der beiden Literaten und eine Lesung der Schriftstellerin, die mit Romanen wie „Gehen, ging, gegangen“ immer wieder auf Bestsellerlisten stand und die im Herbst 2016 erneut zwei hochkarätige Auszeichnungen verliehen bekommt: den Thomas Mann-Preis sowie den Walter-Hasenclever-Literaturpreis.



Albert von Schirnding bei seiner Einführung: wie immer selbst schon ein literarischer Hochgenuss.

Heimsuchung und Heim-Suchung. Die Kunst der Erzählerin Jenny Erpenbeck

Albert von Schirnding

In dieser Akademie-Reihe gibt es natürlich nie einen unerwünschten Gast. Aber es gibt erwünschte, sehr erwünschte, hocherwünschte und höchst-erwünschte Gäste. Jenny Erpenbeck gehört für mich in diese nur selten beanspruchte oberste Kategorie. Ich habe sie vor drei Jahren, als sie in Koblenz mit dem Breitbach-Preis ausgezeichnet wurde, kennenlernen dürfen. Die Begegnung bescherte mir ein unvorhergesehenes, nur geschenktweise erhältliches Glück. Aber ich muss nüchtern bleiben.

So beginne ich einfach mit den Titeln der drei Romane dieser großen Schriftstellerin: „Heimsuchung“, „Aller Tage Abend“, „Gehen, ging, gegangen“. Die 2007 erschienene Geschichte eines an einem märkischen See unweit von Berlin gelegenen Sommerhauses und seiner Bewohner durch mehrere Generationen, die das ganze 20. Jahrhundert umfasst, heißt „Heimsuchung“. Tatsächlich wird von den furchtbaren Erschütterungen erzählt, die dieses Zeitalter heimgesucht haben, eines, das noch der Rückschau einer fernen Zukunft einen tief-schwarzen Anblick bieten wird, auch wenn es, wie die Autorin ganz am Anfang zu verstehen gibt, *sub specie* geologischer Entwicklungsvorgänge nur einen Augenblick dauert. Erst wenn man in der Lektüre ein gutes Stück fortgeschritten ist, begreift man, dass mit dem Titel noch ein anderes, weniger an der Oberfläche liegendes Phänomen gemeint ist: Heim-Suchung, die dem Menschen unaustilgbar eingepflanzte Sehnsucht nach einem Punkt im Universum, wo er sich niederlassen, wo er zu Hause sein und sich zu Hause fühlen kann. Dieser Sehnsucht wirkt in der physischen und geschichtlichen Welt eine Kraft entgegen, der sie immer wieder unterliegen muss: die Kraft der Vertreibung. Wir alle sind Vertriebene: ewige

Hänsels und Gretels aus unseren Elternhäusern, Ausgestoßene aus unseren Freundschafts- und Liebesbindungen, unseren Arbeitsbedingungen und Lebensgewohnheiten; Krankheit, Alter und Tod sorgen schließlich dafür, dass wir auch aus unseren Körpern vertrieben werden. Zeitvergehen und Raum-Veränderung wirken zusammen, dass wir nicht bleiben können – niemals und nirgends. Heimkehr existiert nur als flüchtig vorübergehende. Schon Odysseus muss Ithaka ein zweites Mal verlassen. Fremd sind wir eingezogen, fremd zieht wir wieder aus.

Der geborene Erzähler, die geborene Erzählerin dürfen erst recht nicht Wurzeln schlagen; sie müssen wie die altgewordene Heldin in Jenny Erpenbecks Roman „Aller Tage Abend“ von 2012 einen Ort jenseits ihrer Lebenszeit erreicht haben, von dem aus sie sich in der Zeit frei bewegen können. Die alte Frau Hoffmann schließt beim Frühstück im Altenheim die Augen und zählt die Sekunden, weil sie weiß, dass seit acht Uhr mit den Erschießungen begonnen wird. Pro Minute werden zehn Häftlinge erschossen. Für sie, die in ihre letzte Station eingekehrt, heimgekehrt ist –

sehr vorübergehend, da sie demnächst neunzig wird; der Abend aller Tage steht unmittelbar bevor – ist jedes Es-war-einmal ihres Lebens zum jederzeit sich wiederholen könnende Jetzt geworden. Am Anfang des verfluchten Jahrhunderts ist sie in einem galizischen Städtchen zur Welt gekommen, viermal muss sie sterben: als Baby in ihrem Geburtshaus, als junge Frau im aller Wärseligkeit abgestorbenen Wien der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in Sibirien als Opfer der stalinistischen „Säuberungen“, in Ostberlin, als es noch Ost-Berlin ist und sie als hochangesehe-



Die Schriftstellerin Jenny Erpenbeck und Albert von Schirnding im intensiven Gedankenaustausch.



Musikalisch umrahmt wurde der Literaturabend durch Stefan Laux (li.) am Flügel und dem Bariton Johannes Mooser, die auf Wunsch von Jenny

Erpenbeck Lieder aus dem Zyklus „Winterreise“ von Franz Schubert im Repertoire hatten.

ne DDR-Schriftstellerin ihr Staatsbürgerrecht erster Klasse bekommt.

Die Todesarten – Säuglingstod, Suizid aus enttäuschter Liebe, Teil eines Massensterbens im Straflager, ein Treppensturz – sind alle bemerkenswert banal, wie fast jeder Tod in unserer Zeit letztlich banal ist. Zur Banalität des Todes gehört seine Zufälligkeit: Er könnte ebenso gut *nicht* sein. Schon eine Handvoll Schnee hätte genügt, hat genügt, das acht Monate alte Baby ins Leben zurückzuholen. Der Wille zum Selbstmord kann im letzten Augenblick erlahmen. Der Name einer zum Tod Verurteilten gerät aus Versehen auf eine andere Liste. Der Sturz von der Treppe verläuft gnädig, oder man ist gar nicht ausgerutscht. Das Stirb und Werde im zwanzigsten Jahrhundert ist das heruntergekommene, verhunzte Goethesche des frühen neunzehnten, dessen fernes Echo indirekt anklingt („Und solange du das nicht hast,/Dieses: Stirb und werde!/Bist du nur ein trüber Gast/Auf der dunklen Erde“). Und das noch fernere „Lebt wohl!“ des Thoas am Schluss der „Iphigenie“ wird in Jenny Erpenbecks Roman unmittelbar hörbar: In all dem jüdischen Hausrat, den die Großmutter der Hauptfigur bei ihrer Flucht aus Galizien nach Wien mitschleppt und dann bei ihrer Deportation aus Wien in ein Nazi-Vernichtungslager nicht mehr mitschleppen kann, befindet sich eine zwanzigbändige in Leder gebundene Goethe-Ausgabe.

In den dunkelsten Punkt unserer Gegenwart trifft der Titel des jüngsten, im vergangenen Herbst veröffentlichten Romans: „Gehen, ging, gegangen“. Er verknüpft den Deutschunterricht, der den von keiner Willkommenskultur begrüßten, nur geduldeten und bald nicht mehr geduldeten illegalen afrikanischen Migranten zugestanden wird – die Konjugation der unregelmäßigen deutschen Verben will gelernt sein –, mit der jederzeit drohenden, schließlich rigoros durchgesetzten Abschiebung (ein Wort, das im Wortschatz des barbarischen Königs der Taurier nicht vorkommt, gar nicht denkbar ist). „Gehen, ging, gegangen“ könnte die Inschrift einer Medaille bilden, deren beide Seiten zugleich das Versprechen *und* die Verweigerung der Integration verbürgen, aus-

gestellt vom Berliner Senat und jedem Flüchtling um den Hals gehängt – zum Abschied, zum Abschied.

Den zentralen Inhalt des Romans: die Geschichte der Flüchtlingsgruppe – Geschichte im zweifachen Sinn als Darstellung einer nach Ausdruck schreienden Situation und als Aufhellung der Vergangenheit, aus der sie entstand – konnte man schon ein Jahr vor dem Erscheinen des Buches in Kurzform kennenlernen. Am 6. September 2014 veröffentlichte Jenny Erpenbeck in der F.A.Z. einen scharfen Appell an den Berliner Innensenator Frank Henkel, dem sie vorwarf, bei den Verhandlungen mit den auf dem Oranienplatz campierenden 550 Flüchtlingen aus Libyen dem Einigungspapier durch das Fehlen seiner Unterschrift die juristische Gültigkeit vorenthalten zu haben. Die Flüchtlinge waren also um die ihnen zugesagte Duldung betrogen worden. Ein sehr konkreter politischer Vorgang, der jeden sogenannten mündigen Bürger zur Empörung, zur Einmischung, zum Engagement auffordert.

Wie wird daraus Literatur? Gewiss nicht dadurch, dass der Autor, die Autorin durch literarische Mittel der persönlichen Stellungnahme mehr Nachdruck zu verleihen sucht und eine Entscheidung im Sinn der eigenen moralischen Überzeugung herbeiführen will. Und andererseits schon gar nicht mit Hilfe des entgegengesetzten Verfahrens: Eine bestimmte erschütternde Erfahrung dient als Anlass, ein brandaktuelles Thema gewissermaßen an Land – ans Land der eigenen Schriftstellerei – zu ziehen und damit, wie es in einer Rezension des Buches hieß, „aufs saisonale Debattenkarussell aufzuspringen“ – und zwar so rasch als möglich, damit in dem von Rivalität stigmatisierten literarischen Leben dem eigenen Unternehmen kein anderer zuvorkomme. Dieser Vorwurf ging schon deshalb ins Leere, weil der Vorgang, der dem Buch zugrunde liegt, in eine Zeit fällt, in der das Flüchtlingsproblem noch keineswegs die Ausmaße seiner seit dem letzten Herbst uns nur zu vertrauten Aktualität erreicht hatte. Und wer Jenny Erpenbecks Bücher kennt, nicht nur die drei erwähnten Romane, sondern auch ihre anderen Bücher: „Die Geschichte vom

alten Kind“, ihren Erstling von 1999, die Erzählungen „Tand“, den aus Zeitungskolumnen hervorgegangenen Nachruf auf „Dinge, die verschwinden“, und die sich hinter dem harmlos klingenden Titel „Wörterbuch“ verbergende grauenhafte Geschichte eines Mädchens, das zu einer Wahrheit erwacht, die es zwingt, die Augen immer fester zu verschließen. Wer, sage ich, dieser höchst bewundernswerten Schriftstellerin mit der Aufmerksamkeit, die sie verdient, zugehört hat, der weiß, in welchem grotesken Widerspruch zur Genauigkeit ihres Hinschauens die Behauptung jenes Rezensenten steht, hier habe es jemand besonders eilig gehabt, einen verkaufsträchtigen Stoff aufzugreifen.

Wie von ungefähr wird der gerade emeritierte Altphilologe Richard in die Oranienplatz-Affäre hineingezogen, besucht in dem Heim, in dem sie vorläufig untergebracht sind, einzelne Flüchtlinge, wirbt geduldig um ihr Vertrauen und gewinnt es in einem Prozess langsamer Annäherung. Einzelne bringt er zum Sprechen (jemanden zum Sprechen bringen, das ist doch ihm wie zu einer zweiten Geburt verhelfen), nimmt ihre Geschichten auf Tonband auf, setzt sich nach Kräften für ihre Sache ein. Als ein partieller Doppelgänger der Erzählerin könnte dieser Richard den Appell an den Innensenator formuliert, auch eine Reportage seiner Eindrücke und Erkundungen verfasst haben, nicht aber den Roman, als dessen Protagonist er figuriert. Da liegt der gravierende Unterschied zur Autorin. Moralisches Engagement genügt beim besten Willen noch lange nicht zur Herstellung eines Kunstwerks; es ist eine unter Umständen notwendige, aber keineswegs hinreichende Voraussetzung. Erst der Dichter verwandelt den Einzelnen aus einer berechenbaren Summe von Daten in einen lebendigen Menschen, der in keiner administrativen Rechnung aufgeht. Nur durch die Kunst der Erzählung, die Kunst einer Jenny Erpenbeck wird den nordafrikanischen schwarzen Männern, die aus Libyen vertrieben wurden, das zuteil, was sie am dringendsten wünschen: to become visible.

Ich greife ein einziges Beispiel heraus. Der achtzehnjährige Osarobo, der

mit fünfzehn Jahren mitangesehen hat, wie man seinen Vater und seine Freunde erschlug, hat auf Richards Frage nach etwas, das er gern machen würde, überraschend „Klavierspielen“ geantwortet. Also lädt ihn der Professor ein, in seine Wohnung zu kommen, was auch die Gelegenheit für einen wichtigen Integrationsfortschritt bedeutet: eine Übung im Zurücklegen größerer Entfernungen in der Riesenstadt. Es stellt sich heraus, dass Osarobo noch nie ein Klavier berührt hat. Aber das Klimpern und dann unter Richards Anleitung das Erlernen elementarer Handgriffe macht ihm Freude. Zutrauen stellt sich ein, etwas wie Freundschaft keimt. Einmal wird der Latinist aus seinem Ruhestand zu einem Vortrag über Seneca nach Frankfurt eingeladen. Bei seiner Rückkehr stellt er fest, dass in der einzigen Nacht seiner Abwesenheit bei ihm eingebrochen worden ist. Ein paar Schmuckstücke seiner Mutter und seiner verstorbenen Frau fehlen. Nur Osarobo wusste etwas von Richards Reise. Als Leser hält man den Atem an, d.h. ich hielt den Atem an angesichts der Möglichkeit, dass er's gewesen sein könnte. Woher kommt diese Furcht? Nicht weil man fürchtet, dass durch eine solche Tat dem Engagement des Professors ein Rückschlag versetzt würde. Es geht um den Jungen. Er ist einem durch die Vergegenwärtigungskunst der Autorin so nahe gekommen, ich möchte fast sagen: ans Herz gewachsen, dass der Verdacht eines solchen Vertrauensbruchs sich einfach nicht bestätigen darf. Schließlich bleibt keine Alternative. Ach ja, natürlich war er der Einbrecher, auch wenn es gnädigerweise offen bleibt.

Um so dankbarer lässt man sich in den Märchenschluss des Buches mitnehmen, der 147 der nach langem Hin und Her Abgeschobenen mit Schlafplätzen in Richards Bibliothek, Musikzimmer, Wohnzimmer, Küche, im Biotop von Freunden und Bekannten versorgt. Mit Karon, Yaya, Khalil, Raschid und Rufu sitzt man in festlicher Stimmung rings um das Feuer vor dem Haus des Wohltäters, das wie das Haus in der „Heimsuchung“ an einem See liegt, und feiert die Utopie eines humanen Welt-Augenblicks. □



Am Ende des Abends nahm sich Jenny Erpenbeck noch Zeit, Bücher für ihre Leser zu signieren.